

VORWORT

Illustrirte Damen-Zeitung

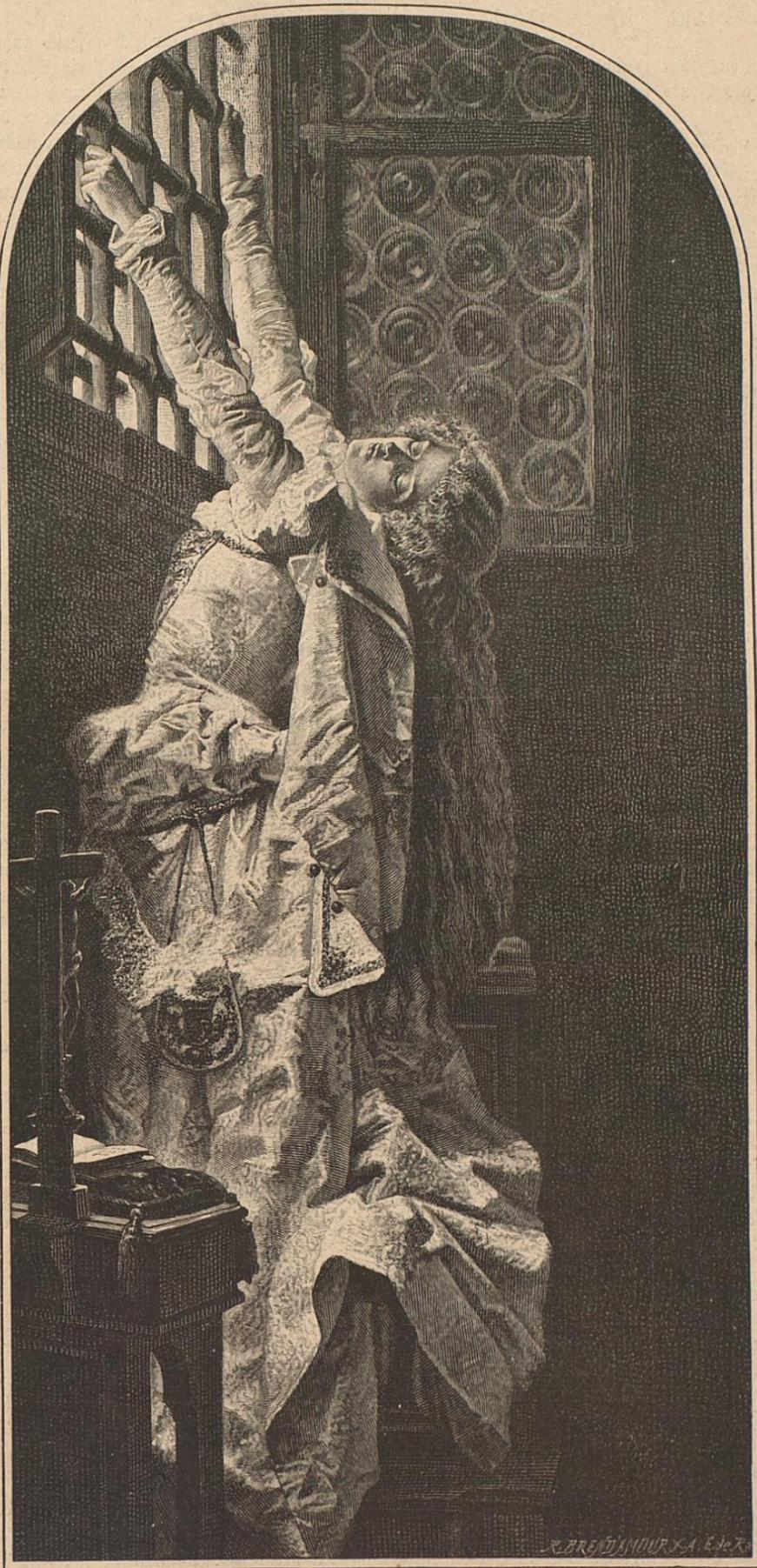
Inhalt: Eine alte, alte Geschichte. Von W. Besant und J. Rice. — Jane Gray im Tower. Von Barzaghi-Cattaneo. — Leukothea. (Fortsetzung.) — Mittags um 12 Uhr in Ostende. Von Franz Starbina. — Die Mode (mit Abbildungen). — Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. Juli. — Schach. — Nebus. — Magisches Buchstaben-Quadrat. — Correspondenz. — Für Puggeschäfte.

Eine alte, alte Geschichte.

Von W. Besant und J. Rice.

Ich bin stets der Meinung gewesen, daß die Art und Weise, wie die Geister jener Welt von denjenigen, die noch in Fleisch und Blut auf der Erde wandeln, behandelt werden, unserer vielgerühmten Civilisation durchaus unwürdig ist. Mit wahrhaft lächerlichem Entsetzen wird eine Klasse von Wesen betrachtet, deren Betragen über jeden Tadel erhaben ist; die nie ein Verbrechen begangen oder selbstsüchtige Zwecke verfolgt haben; die bei ihren immerhin nur seltenen und meist höchst discreten Erscheinungen lediglich dem Drange der Nothwendigkeit oder dem Verlangen, gewisse bestimmte Zwecke zu erreichen, folgen.

Was thut Dir der Geist Schlimmes, der in einem saubren Leichentuche — der Arme hat ja nichts anderes anzuziehen — händeringend vor Deinem Bette steht? Und doch kriegst Du bei seinem Erscheinen kläglich zusammen, ziehst Du die Decke über den Kopf und verharrst in dieser jämmerlichen Lage auf die Gefahr des Ersticken hin bis zum dämmernden Morgen. Es gibt allerdings Geister, die Ketten schleppen, andere, die die Glocke ziehen und rumoren; das zeugt indeß einfach von schlechter Lebensart, keineswegs von Schlechtigkeit und Bosheit. Ist man doch nicht vor einem Menschen bange, der nicht weiß, was die Etikette verlangt; warum denn vor einem Geiste? Manche Geister sind freilich so humoristisch veranlagt, unerwartet um dunkle Ecken zu kommen, oder wenn man sich ihrer am wenigsten versieht, plötzlich hinter einem Busche oder Baume hervor zu treten. Aber gibt es nicht auch manchen Schalk von Fleisch und Blut und wir fürchten uns durchaus nicht vor ihm. In der That, welchen Spuk die Geister auch treiben mögen, man hat noch nie gehört, daß einer von ihnen in vorfäglich böshafter und schlechter Absicht erschienen wäre. Es sind im Grunde harmlose Geschöpfe, die dem Menschen nur wohlwollen, und wenn sie sich seit vielen Jahren einigermassen abgesondert haben, so ist dies nur eine Folge der Undankbarkeit, die sie fast überall erfahren haben. Schmerzlich berührt von verletzendem Argwohn, von Unwillen und Schrecken, den sie hervorriefen, haben sie sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen und lassen sich nur sehr selten noch sehen. Ihre Erscheinungen in den letzten Jahren sind in fast allen Fällen rein zufällige gewesen, wenn sie etwa gerade die Mitternacht zum Genießen



Jane Gray im Tower. Von Barzaghi-Cattaneo.

frischer Luft oder zur Zerstreuung benutzen.

Schon sehr früh im Leben nahm ich mir vor, die Vorurtheile zu besiegen, die dem Verkehr mit jenen körperlosen Wesen hindernd im Wege stehen. Ich sehnte mich nach Geistergesellschaft, verlangte danach, mich mit denen, die einst waren, zu unterhalten und begann zu diesem Zwecke alles zu lesen, was ich über diesen Gegenstand auf finden konnte, leider ohne tiefere Aufschlüsse zu finden. Cornelius Agrippa und Albertus Magnus mögen Adepten gewesen sein, aber sie haben keinen Schlüssel zu ihren Geheimnissen hinterlassen, während die Geistergeschichten, die man mir gewöhnlich erzählte, offenbar entweder grobe Uebertreibungen oder dumme Erfindungen waren. Ich wohnte mancher von sogenannten Medien anberaumten Sitzung bei, nur um zu der Einsicht zu gelangen, daß, wenn das Klopfen wirklich von Geistern herrühre, es ungebildete, pöbelhafte Geister sein müssen, die jedenfalls der niedrigsten Gesellschaftsklasse angehören und durchaus nichts mitzutheilen haben.

Ich versuchte es dann mit den Häusern, worin es spuken sollte. Ich hatte von verschiedenen gehört und erbot mich, in den betreffenden Zimmern zu schlafen, um den Geistern selbst ihre Geheimnisse abzufragen. Aber das einzige Mal, wo man mich nicht wie einen verkappten Spitzbuben behandelte und mir erlaubte, in dem Hause zu schlafen, sah und hörte ich nicht das Geringste.

Da kam mir der Zufall zu Hilfe, und das ging folgendermaßen zu. Vor einem halben Jahre schuf mein Freund Philibert Jones in unserem kleinen Spiel- und Rauchzirkel eine Vacanz, indem er sich unerwartet verheirathete. Ich habe nichts gegen seine Frau einzuwenden, die zu den vielen Reizen, die ihr die Vorsehung verliehen, noch den besonderen, bei verheiratheten Schönen so seltenen fügte, gegen die alten Freunde ihres Mannes höflich zu sein. Und das Erste, was sie that, nachdem sie sich in ihrem neuen Heim eingerichtet hatte, war, mich einzuladen, einen Abend bei ihnen zu verbringen.

Sie wohnten in einem altmodischen, wahrscheinlich aus der Zeit der Königin Anna stammenden Hause, das aus rothen Backsteinen erbaut und von einem altmodischen, ringsum von einer hohen rothen Backsteinmauer eingeschlossenen Garten umgeben war. Das Haus war eigentlich viel zu groß für ein junges Ehepaar, dagegen für jedes beliebige

interessante Ereigniß höchst geeignet und lag in der Nähe von London.

„Ich erhielt es,“ sagte Jones beim Umherführen zu mir, „zu einem bedeutend billigeren Preise, als solch ein Haus gewöhnlich kostet, weil die Leute hierherum behaupten, daß es darin spuke.“

„Wir haben seit unserem Einzuge noch nichts davon gemerkt,“ sagte die junge Gattin lächelnd.

„Vielleicht,“ erwiderte ich, „spuken hier die Geister des glücklichen Ehestandes.“

Mrs. Jones legte ihren Arm in den ihres Gatten. Manchmal wünschte ich, auch verheirathet zu sein; aber der Anfall geht vorüber und außerdem bin ich auch zu häßlich.

Nach dem Diner — und es ist etwas Köstliches um ein Diner zu Dreien, wenn sich Jeder bemüht, angenehm zu sein — ließen wir den Nachtschiff in den Garten bringen und genossen da den schönen Juliabend, während die milde sommerliche Dämmerung über allen Gegenständen um uns her lag und der süße Duft der Blumen die Luft erfüllte. Ich weiß nicht, wie es kam, daß wir auf Geister zu sprechen kamen; aber ich fand, daß dieser wichtige Gegenstand der Mrs. Jones vollständig unbekannt und die Erfahrungen, die ich durch eigene Nachforschungen in dieser Materie gewonnen hatte, ihr durchaus neu waren.

Der Abend verging und es schlug elf.

„Nun,“ sagte Jones, „wir haben bei Geistern lange genug verweilt und es wird Zeit, daß wir zu Fleisch und Blut zurückkehren. Mit anderen Worten, liebe Lucie, sei so gut und besorge uns ein kleines Abendbrot.“

Das kleine Abendbrot wurde besorgt; wir tranken, plauderten und rauchten, und es war halb ein Uhr, als Jones mich auf mein Zimmer führte.

„Du bist unser erster Gast,“ sagte er zu mir, „und ich hoffe, Du erstattest uns morgen früh einen angenehmen Bericht von Deiner Nachtruhe,“ und damit wünschte er mir lachend wol zu schlafen.

Ich sah mich während des Auskleidens im Zimmer um. Dasselbe hatte in keiner Weise etwas Bemerkenswerthes; es war niedrig wie alle Zimmer im Hause, hatte getäfelte Wände und war insolge dessen ziemlich dunkel. Zwei Fenster, die auf den Garten gingen, erhellen es. Ich konnte mich, als ich mich zu Bett legte, des Gedankens nicht erwehren, daß hier eine besonders günstige Gelegenheit vorhanden wäre, einen Geist zu sehen: ein altes Haus, das seit Jahren leer gestanden, ein kürzlich verheirathetes Ehepaar, das es trotz der umlaufenden Gerüchte gemiethet und ein Zimmer, in dem noch kein Gast bis jetzt geschlafen hatte. Dennoch zweifelte ich, daß irgend ein Geist die Gelegenheit benutzen würde, seufzte tief und schlief ein.

Wie lange ich geschlafen haben mochte, weiß ich nicht — vielleicht nicht länger als eine halbe Stunde. Ich erwachte unter der Empfindung eines kalten, sanften Druckes auf meine rechte Hand, die lang aus dem Bette hing, gleichsam um zu einer solchen Vertraulichkeit einzuladen. So wie ich den Druck fühlte, war ich auch mit dem Schlusse zur Hand, daß er von etwas Uebernatürlichem herrühren müsse und wagte es in der ersten Aufregung für einige Augenblicke nicht, die Augen zu öffnen, aus Furcht, mich enttäuscht zu sehen. Vielleicht war es nur der Haushund oder eine Katze. Doch nein: weder Hund noch Katze konnten meine Hand umfassen. Ich rührte mich nicht. Der Druck währte fort und ich fühlte — o Freude über Freude! — ganz genau den Griff von Fingern — von langen, kalten und, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, schattenhaften Fingern. Ich öffnete die Augen und — erblickte zum ersten Mal in meinem Leben ein Gespenst.

Es gehörte dem schönen Geschlecht an und war eine junge Dame von ungefähr fünf und zwanzig Jahren. Langes, üppiges, blondes Haar floß ihr in Wellen über den Rücken und die nackten Schultern; auf ihrem Gesichte lag ein Ausdruck von Besorgniß; ihre nicht ganz, sondern nur theilweise durchsichtige Gestalt war in eine weiße Robe gehüllt, die indeß nicht lang genug war, um die zierlichen, gleich den Armen nackten Füße zu verbergen. Das Zimmer war vor ihrem Erscheinen vollständig dunkel gewesen, aber man bedarf keines künstlichen Lichtes, um das Uebernatürliche zu sehen, und eine Art milden Schimmers schien von der Gestalt auf mich, auf das Bett und das Zimmer selbst zu fallen.

Ich schäme mich nicht, zu bekennen, daß mich einige Augenblicke jener unvernünftige Schrecken überkam, den die Menschen gewöhnlich in Gegenwart von Besuchern aus jener Welt empfinden. Mein erster Impuls, dem ich aber widerstand, war, meine Hand fortzureißen und den Kopf unter die Bettdecke zu stecken, mein zweiter, den ich ebenfalls unterdrückte, aufzufahren und sie anzustarren. Ich will hier erwähnen, daß es ganz dienlich ist, dieses erste Gefühl des Entsetzens durchzumachen und daß lange Uebung dazu gehört, bevor man im Stande ist, nicht nur ohne Furcht, sondern auch mit positivem Vergnügen mit Geistern zu verkehren. Um diese Herrschaft über sich zu gewinnen, muß man sich zwei Gedanken vollständig zu eigen machen: erstens,

daß ein Geist Einem nie etwas zu Leide thun will, und zweitens, daß er es nicht könnte, auch wenn er es wollte. Das hat mich wenigstens meine Erfahrung gelehrt. Ich blieb also mit halbgeöffneten Augen liegen, stellte mich, als ob ich noch schlief und beobachtete die Gestalt. Sie drückte meine Hand wieder und wieder, aber ich rührte mich nicht. Dann stampfte sie, aus Aerger über ihre Erfolglosigkeit, mit ihrem kleinen Fuße, ließ meine Hand los und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Leise richtete ich mich auf, während sie mir den Rücken kehrte, und als sie sich wieder umwandte, trafen sich unsere Augen und sie stieß einen leichten Freudenschrei aus.

„Ach, endlich sind Sie erwacht,“ sagte sie mit leiser, süßer Stimme. Die Stimme war wirklich die lieblichste, die ich je gehört habe.

„Ich bin,“ antwortete ich halbflüsternd, „schon seit einiger Zeit wach — schon seitdem Sie anfangen, meine Hand zu drücken, was mir ein so angenehmes Gefühl bereitet, daß ich es wagte, Ihre Geduld ein wenig in Anspruch zu nehmen. Darf ich mir die Frage erlauben, wer Sie sind?“

„Darf ich es Ihnen sagen?“ fragte sie zurück.

„In Anbetracht dessen,“ sagte ich, kühner werdend, „daß Sie hier sind, mich in meiner Nachtruhe gestört haben und wol kaum ohne Grund gekommen sein können, klingt Ihre Frage ziemlich seltsam.“

„Ganz recht!“ entgegnete sie lächelnd. „Ich meinte damit auch nur, ob Sie sich wirklich nicht vor mir fürchten.“

„Jetzt durchaus nicht mehr; im ersten Augenblicke that ich es allerdings.“

„O wie reizend! Sie sind der erste Mensch, der sich nicht fürchtet, mit mir zu sprechen, seitdem ich — seit —“

„Ich verstehe. Sagen wir, um die unangenehme Auseinandersetzung zu vermeiden, seit damals.“

„Ich danke Ihnen — also seit damals. Und sogar damals schienen sich die Männer wegen meiner beaux yeux vor mir zu fürchten. War das nicht lächerlich?“ Sie sagte das mit einem Aufblitzen dieser beaux yeux.

„Durchaus nicht. Ich begreife das vollkommen. Sind Sie — ist es schon lange her seit damals?“

„Sie setzen voraus, daß ich alt geworden bin und meine Schönheit vergangen ist? Früher waren die Männer nicht so gerade heraus und es galt nicht für höflich, einer Dame zu sagen, daß es — doch es kommt nichts darauf an, was Sie sagen.“

Sie sah so beleidigt aus, daß ich mich beeilte, mich zu entschuldigen.

„Verzeihen Sie, ich meinte ganz entgegengesetzt, daß es noch nicht lange her sein könne.“

Sie lachte und machte eine so reizende Verbeugung, als ihr mangelhafter Anzug nur immer erlaubte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden; aber es ist wirklich lange her — über hundert und fünfzig Jahre. Das hätten Sie wol nicht gedacht?“

„Ist es möglich? — hundert und fünfzig Jahre, sagen Sie?“

Die Sache wurde interessant. Die kleine Kofette setzte sich in meinen Lehnstuhl, breitete ihre spärliche Bekleidung aus und lehnte sich mit vergnügter Miene zurück.

„Ich habe mich während der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal unterhalten — das heißt mit einem Menschen, denn unter uns das zählt natürlich nicht mit. Ich habe es verschiedentlich versucht, aber die einfältigen Geschöpfe — frühere Hausbewohner hier — erschrecken immer. Da Sie aber jetzt anwesend sind, werden Sie wol nicht zögern, mich zu amüsiren.“

„Gewiß, soweit es in meiner Macht steht. Darf ich — darf ich mich wol etwas mehr —“

„Ankleiden? Nein, bitte, unterlassen Sie es, sonst würde ich die Mangelhaftigkeit meiner eigenen Garderobe bemerken, der ich wirklich nicht sofort abhelfen könnte. Bleiben Sie, bitte, wo Sie sind.“

Aber ich war zu aufgeregert, um still sitzen zu können, wickelte mich daher so grazios, als es unter den Umständen möglich war, in die Steppdecke, wie ein Römer in seine Toga, und stieg aus dem Bette. Als ich mich dann, um etwas von meiner Erscheinung zu erschaffen, nach dem Spiegel wandte, bemerkte ich zu meinem größten Erstaunen, daß mein Besuch — wenn ich ihn so nennen darf — nicht der einzige Geist in meinem Zimmer war, denn auf einem der Stühle saß noch eine junge Dame in derselben einfachen Kleidung wie die andere. Für den Augenblick schwirrten mir die Sinne, aber ich erholte mich schnell, und was mich mehr als alles Andere wieder zu mir brachte, war das helle, schallende Gelächter, welches die erste Erscheinung anstimmte.

„O!“ rief sie, sich die Augen wischend, „ich habe in den ganzen hundert und fünfzig Jahren nicht gelacht. Sie sehen wirklich so sonderbar aus. Aber es ist brav von Ihnen, daß Sie sich nicht fürchten. Ich darf mir wol erlauben, Ihnen hier meine vertraute Freundin, Lady Bab Charteris, vorzustellen. Liebe Bab, dieser Herr hat das außerordentliche Verdienst, nicht vor uns hange zu sein.“

Während sie sprach, wurden die Züge der Lady Bab,

die vorher unbestimmt und unvöllig gewesen, deutlich und hellten sich auf. Dieselbe war etwas jünger und womöglich noch lieblicher, als ihre Freundin. Ihr Haar fiel nicht wie bei dieser in Locken und Wellen über Rücken und Schultern, sondern war geflochten und künstlerisch nach der Mode zur Zeit Georg's des Ersten arrangirt. Sie verneigte sich leicht mit einem Lächeln und setzte sich wieder.

„Wir sind sehr glücklich, liebe Alicia! Und nun, mein Herr, muß ich Ihnen meinerseits diejenige vorstellen, die den Muth hatte, Sie zu wecken. Es ist keine andere als die gefeierte Schönheit Lady Alicia Vernon.“

Ich konnte mich dummer Weise durchaus nicht erinnern, je etwas von einer gefeierten Schönheit dieses Namens gehört zu haben. Mein Gesicht mußte wol etwas von meinem Bedenken ausdrücken, denn Lady Alicia lachte und sagte:

„Ich glaube, Sie haben nie von mir gehört; gestehen Sie es mir.“

„Ich — ich — bin wirklich —“

„Ich erwarte natürlich nicht,“ sagte Lady Bab, „daß man sich meiner noch erinnern könnte“ — das wurde in etwas ängstlichem Tone gesagt — „außerdem hat ja auch eine junge Dame, die im einundzwanzigsten Jahre und noch dazu unverheirathet stirbt, zu wenig Zeit, sich einen Ruf zu erwerben.“

„Wir sind beide vergessen, liebe Bab,“ sagte Alicia munter. „Und wenn man sich Einer von uns erinnerte, wärst Du es, meine arme unglückliche liebe kleine Bab“ — und dabei küßte sie sie.

Es war für mich eine fatale Situation, wie ich so da stand auf den Dielen in der möglich lächerlichsten Stellung, eingehüllt in die gesteppte Toga, während mir das Haar nach allen Richtungen vom Kopfe stand. Kein Mann, und wäre er der schönste, kann es ruhig geschehen lassen, sich in einer solchen Haartracht vor Damen zu zeigen. Warum gerade ein Bettkissen eine solch heillose Verwirrung in unserm Kopfschmucke anrichtet, während es doch ein Sophapolster durchaus nicht thut, ist mir unklar.

Das hat indeß nichts mit meiner Geschichte zu schaffen. Ich schob Lady Alicia den Lehnstuhl hin und lud sie ein, sich wieder zu setzen.

„Aber, bitte, bleiben Sie selbst nicht da stehen,“ sagte Lady Bab, „und wenn Sie friert, so gehen Sie ins Bett. Ich glaube überhaupt, liebe Alicia,“ fügte sie, mich nachdenklich ansehend, hinzu, „er würde sich im Bette besser ausnehmen — wir würden vielleicht nicht so viel von ihm sehen und könnten ihm dann bequemer unsere Wünsche vortragen.“

Ich hatte nichts dagegen einzuwenden und zog mich wieder in mein Bett zurück, legte mir die Kissen hinter den Rücken und harrete der Dinge, die da kommen sollten. Mir war dieses alles neu und interessant, obgleich die Damen jedesmal lachten, wenn ich Höflichkeit mit der Steppdecke in Verbindung bringen wollte. Niemand aber, der weiß, was er dem schönen Geschlechte schuldig ist, kann opponiren, wenn er von einer hübschen Frau ausgelacht wird.

Beide kamen nun näher und setzten sich auf den Bettrand, einander gegenüber. Lady Alicia begann:

„Ist es nicht unterhaltend, liebe Bab, einmal wieder mit einem Menschen zu sprechen? Wissen Sie, Herr — wie ist doch gleich Ihr Name? Doch nein, der Name thut nichts zur Sache — als ich Ihre Hand anfaßte, glaubte ich, Sie würden es wahrscheinlich ebenso machen wie jene Erbärmlichen, die stets ein Geschrei anheben und davon laufen, wenn sie uns sehen. Ich freue mich sehr, daß Sie nicht zu jenen gehören.“

„Ich auch,“ sagte Lady Bab mild.

„Die Freude ist ganz auf meiner Seite,“ entgegnete ich, worauf beide reizend lächelten.

„Ich komme schon Jahre lang hierher — schon seit damals, als die Erinnerung an Lady Alicia noch lebendig war, und zwar mit einem bestimmten Zwecke. Soll ich es ihm sagen, Bab?“

„Warum nicht?“ antwortete ihre Freundin niedergeschlagen. „Wir sind beide so gänzlich vergessen, daß nichts darauf ankommt.“

„Hören Sie also die kurze Geschichte. Dieses Zimmer war mein Brautgemach; es ist aus Rücksicht auf mich und meinen Geist genau so geblieben, wie es damals war, nie berührt oder wieder restaurirt worden. Dort über dem Kaminsims befand sich mein von meinem Gatten, Sir Arthur Vernon, selbst gemaltes Porträt, das die Zeit verblaßt hat. Er war ein guter Mann und ich liebte ihn, aber wie es den meisten Frauen geht, hatte ich nicht den Mann meiner ersten und vielleicht imigsten Liebe geheirathet.“ Sie hielt an und seufzte. „Ich wußte um die Existenz eines verborgenen Schrankes in diesem Zimmer, den mein Gatte nicht kannte, und verbarz darin gewisse Briefe von Charlie, die mein Gatte nicht lesen sollte und die ich nicht vernichten mochte. Dann starb ich plötzlich, und der Gedanke an diese Briefe quälte mich; ich konnte die Vorstellung nicht ertragen, daß mein Gatte oder sonst Jemand dieselben finden könnte, und spukte deshalb Jahre lang in diesem Zimmer. Lady

Bab begleitete mich gewöhnlich und wir hofften immer, Jemanden zu finden, dem wir sicher das Geheimniß anvertrauen könnten.“

„Und haben Sie nie Jemanden gefunden?“

„Rein — bis heute nicht.“

„Dann vertrauen Sie sich mir,“ sagte ich. „Ich bin ein Gentleman. Wo ist der Schrank?“

Sie stieg auf einen Stuhl, der dem Kamin gegenüber stand, drückte mit dem Finger auf eine bestimmte Stelle und zog die Füllung zurück.

In der so entstandenen Oeffnung erblickte ich einige schwarze Pakete. „Das sind die Briefe,“ sagte sie.

„Erlauben Sie mir, dieselben morgen herauszunehmen und zu lesen? Wollen Sie mich zum Vertrauten Ihres Geheimnisses machen?“

Sie schüttelte anfangs den Kopf.

Dann sagte sie lächelnd: „Es kommt eigentlich jetzt nichts mehr darauf an. Wir sind, wie Sie uns gestanden haben, so gänzlich vergessen, daß die paar Liebesbriefe daran nichts ändern werden. Außerdem steht, auch wenn man sie fände, nichts darin, was meinem guten Rufe Schaden könnte; nur waren sie eben nicht von meinem Gatten! Sie können sie also hinnehmen und lesen, wenn Sie wollen, müssen mir aber versprechen, sie sonst Niemandem zu zeigen und sie alsbald zu vernichten.“

„Sehen Sie Ihren Gatten jetzt noch zuweilen?“ fragte ich.

„Meinen Gatten? Ah! Sie meinen Charlie. Nein. Der arme Mensch ist nämlich vor vielen Jahren abwärts gegangen und in Verruf gekommen. So, nun wissen Sie meine Geschichte. Aber, liebe Bab, willst Du ihm nicht auch die Deinige erzählen?“

„Was hätte ich ihm zu erzählen? Es läßt sich vollständig in einen kurzen Satz zusammenfassen: Ein Jahr in London, Gesellschaften, Bälle, und nach einer zwölfmonatlichen Laufbahn als tonangebende Schönheit die Kinderblattern, noch ehe ich einmal Zeit gehabt hatte, mich zu verlieben.“

Ihr Schicksal schien mir hart und ich sprach mich dahin aus.

„Ja,“ sagte Lady Alicia, „mein Loos war schlimm, aber das der armen Bab war noch viel schlimmer. Und so sehen Sie in uns ein paar Geister, die es nun schon seit hundert- undfünfzig Jahren sind.“

„Ja,“ bemerkte Lady Bab gähnend, „und es ist zu Zeiten schrecklich langweilig.“

„Aber Sie haben doch Gesellschaft?“

„Ja—a. O ja, Gesellschaft ist da — in ihrer Art — exklusive Gesellschaft. Das Schlimme ist nur, daß man immer dieselben Leute sieht.“

„Nun, ich hätte gedacht, es fände immer neuer Zufluß von frischem Blute — oder vielmehr von frischen Geistern statt.“

„Nein,“ antwortete Lady Alicia, „nicht in bestimmte Kreise. Wir bewahren unsere Vorurtheile und lieben durchaus keine neue Zufuhr, in Folge dessen sind wir denn zu Zeiten auch ziemlich milksüchtig, aus Mangel an Zerstreuung.“

„Ja, sehr ziemlich,“ warf Lady Bab ein.

„Es werden immer wieder dieselben Geschichten erzählt,“ fuhr Alicia fort.

„Aber es gibt doch jedenfalls sehr interessante darunter,“ unterbrach ich sie.

„Ich will das zugeben,“ sagte Lady Bab, „wenn man sie zum ersten Male hört. Mir lag indessen nie etwas daran, sie zu hören. Wenn eine junge Dame unter so melancholischen Umständen aus der Welt geht, wie ich Vermisste — noch dazu unverheirathet, so hat sie wirklich genug über ihr eigenes Unglück zu weinen, um sich noch um die Schmerzen Anderer bekümmern zu sollen. Aber Sie können uns unterhalten, wenn Sie wollen.“

„Wie kann ich Sie unterhalten? Geben Sie mir nur das Thema an und ich werde mein Möglichstes thun.“

„Erzählen Sie uns Londoner Neuigkeiten,“ sagte Lady Alicia.

„Mit Vergnügen.“

Ich dachte einen Augenblick nach und begann dann: „Nachdem die irische Zwangs-Bill durchgegangen war, fand es Gladstone im Interesse der liberalen Partei für rathsam —“

„Am des Himmels willen, wovon spricht der Mann?“ rief Lady Bab. „Wir wollen Stadtneuigkeiten hören. Erzählen Sie uns, welches die tonangebende Schönheit ist.“

„Das weiß ich wirklich nicht.“

„Curios!“ sagte Lady Alicia mit einem Seufzer. „Ich dachte, so einfache Sachen wüßte Jeder. Erzählen Sie uns den letzten Hoffscandal.“

Ich fing an, ihnen von dem Tichborne-Prozesse zu erzählen, aber sie fanden, daß er nichts mit der Mode zu thun hätte und steckten die Finger in die Ohren.

„Es ist sehr freundlich von Ihnen,“ sagte Lady Bab gähnend, „daß Sie sich nicht vor uns fürchten; wenn das

aber alles ist, was Sie erzählen können, so glaube ich, könnten wir uns ebensogut wieder entfernen.“

„Ach, Unsinn!“ sagte ihre Freundin. „Er muß noch etwas mehr wissen und ist jetzt nur über unser unerwarteten Besuch etwas verwirrt. Aber ich denke, wir kommen wieder. Möchten Sie uns gern wiedersehen?“

„Ganz gewiß, über alles in der Welt gern.“

„Dann werden wir wieder hierherkommen.“

„Nein, nicht hierher. Kommen Sie nach meiner Wohnung im Tempel.“*

„In den Tempel? Ich, Lady Alicia Vernon, in den Tempel? Sie reden sonderbar, Verehrtester! Nun — was meinst Du, liebe Bab?“

„Ich dachte, wir gingen dahin, falls er etwas Interessantes zu erzählen hat,“ entgegnete die Schöne.

„Gut, wir werden kommen. Heute ist Sonnabend — erwarten Sie uns nächsten Sonnabend elf Uhr Abends. Sie müssen aber allein und angekleidet sein — wie ein Gentleman. Heben Sie die Briefe bis dahin auf, damit wir Zeugen von ihrer Vernichtung sind. Und jetzt besten Dank für die angenehme Unterhaltung; wir werden uns pünktlich einstellen.“

„Warte, liebe Alicia, einen Augenblick noch,“ rief Lady Bab, denn ihre Freundin war schon im Verschwinden. „Versprechen Sie uns,“ wandte sie sich an mich, „wirklich allein in Ihren Zimmern zu sein?“

„Das gelobe ich!“

„Daß keine wilden jungen Juristen anwesend sein werden, die uns compromittiren könnten.“

„Ich werde ganz allein sein.“

„Wissen Sie, wie es denen ergeht, die ihr Wort brechen?“

„Wir brauchen es ihm nicht zu sagen, liebe Bab,“ sprach die Freundin, „es möchte ihn verwirren. Aber, mein Lieber, seien Sie vor allen Dingen worttreu; ich rathe es Ihnen wirklich Ihretwegen. Wir haben nicht die Macht, Sie zu retten, sofern Sie Ihr Wort brechen.“

„Nicht die geringste,“ bekräftigte Lady Bab.

„Ich werde mein Wort halten,“ bekräftigte ich nochmals.

„Dann leben Sie wol,“ sagte Lady Alicia. Sie beugte sich über mich, als ich ihr die schmale substanzlose Hand küßte, und die langen üppigen Locken fielen weich über meinen Kopf.

„Leben Sie wol!“ sagte Lady Bab, mir kalt die Hand reichend, die ich gleichfalls küßte. „Und, vergessen Sie nicht — halten Sie Ihr Versprechen.“

Dann verschwanden sie.

Lady Bab war vielleicht die regelmäßigere Schönheit von beiden, aber Lady Alicia mit ihrem lächelnden Gesichte und freundlichen Wesen gewann mein Herz und besitzt es noch heute.

* * *

„Wie haben Sie geschlafen?“ fragte Mrs. Jones am andern Morgen, als sie den Thee einschenkte.

„Besser als je,“ log ich ihr in's Gesicht.

„Mein Mann warf sich die ganze Nacht unruhig umher, hatte Alpdrücken und glaubte, in Ihrem Zimmer Stimmen zu vernehmen — wahrscheinlich in Folge des späten Abendbrods, welches Sie ebensogut hätten unterlassen können.“

* * *

Ich hatte den Rest der Nacht nicht mehr geschlafen, sondern wachend mit aufgeregten Nerven und einem Gefühl des Frostes dagelegen, das ich anfangs geisterhaften Einflüssen zuschrieb, bis ich merkte, daß es verschwand, als ich die wollene Decke heraufzog. Kein Geräusch ließ sich in der ruhigen Nacht vernehmen und nichts war in dem dunklen Zimmer zu erkennen. Hatte ich geträumt?

Es war möglich. Ich rief mir jede Silbe der kurzen, leider zu kurzen Unterhaltung in's Gedächtniß zurück, von der ich auch nicht ein einziges Wort je wieder vergessen habe. Ich schalt mich einen Narren, daß ich meine Besucherinnen vor Anbruch des Morgens hatte gehen lassen; dann erinnerte ich mich der Bestimmung für den folgenden Sonnabend und beschloß, auf die einfachste Weise die Wahrheitsprobe anzustellen, indem ich nach den Briespaketen suchte.

Vor Tagesanbruch wollte ich indessen die Zeit nicht mit Suchen verschwenden und wartete daher, bis das Grau des Ostens sich in Roth verwandelte, bis die ersten Strahlen der Julisonne über die erwachende Welt und in meine Fenster schienen, sprang dann wahnsinnig vor Ungeduld aus dem Bette und begann meine Nachforschung.

Ich hatte mir genau den Fleck gemerkt, wo ihr Finger leicht das Gefäß berührt, dessen Füllung sie mit der größten Leichtigkeit zurückgeschoben, und drückte genau auf dieselbe Stelle, aber ohne Erfolg. Ich drückte fester, aber die Füllung bewegte sich nicht.

* Tempel, Name einer unregelmäßigen Häusermasse in London, einst Besitz der Tempelritter, jetzt fast nur von jungen Juristen bewohnt und unter zwei Gerichtshöfen getheilt.

Vielleicht hatte ich Erfolg, wenn ich der Arbeit näher war. Ich rückte daher so behutsam als möglich die Commode unter die Stelle, stieg hinauf und begann die Untersuchung von neuem. Die betreffende Füllung in dem Gefäß war etwa drei Fuß lang, zwei Fuß hoch und gleich dem ganzen Zimmer von dunkler Farbe. Die Stelle, wo die Dame ihren Finger hingelegt hatte, schien sich durch nichts von der übrigen Füllung zu unterscheiden; nichts verrieth, daß hier eine geheime Feder sich befände, kein Griff, kein Knopf, kein Ast. Ich fing an zu glauben, daß ich mich wirklich getäuscht hätte und daß meine Besucher nur Traumgestalten gewesen.

Noch einmal drückte ich mit aller Gewalt auf die Stelle, und jetzt machte ich eine Entdeckung. Ein kleines, ungefähr einen Quadratzoll großes Stück war aus der Füllung ausgeschnitten und so genau wieder eingeseht worden, daß man kaum die Fugen erkennen konnte. Dasselbe gab dem Drucke meines Daumens unter leisem, kreischendem Geräusche, wie von einer verrosteten Feder, nach und machte einen kleinen Raum sichtbar.

Hier hatte ich also den absoluten Beweis.

Mein Herz schlug heftig. Ich erwartete, daß die Füllung von selbst zurückgleiten würde; das geschah aber nicht.

Die Oeffnung als Widerstandspunkt benutzend, zog ich kräftig daran; das Gefäß bewegte sich einen oder zwei Zoll und blieb dann unbeweglich, während die Dame es scheinbar leicht und geräuschlos in Bewegung gesetzt hatte. Ich erkläre mir dies folgendermaßen: den Geistern ist eine Kraft verliehen, die wir Sterblichen weder besitzen, noch verstehen. Dieselbe zeigt sich manchmal in dem Bewegen von Stühlen, manchmal im Rücken schwerer Tische, manchmal im Öffnen und Schließen von Thüren, es ist dieselbe wunderbare Kraft, vermöge welcher gemeine Geister Ketten schleppen. Verstehen kann man sie ebensowenig wie die Elektrizität; welche Kraft könnte man überhaupt verstehen? Und sie ist wie alle natürliche Kraft begrenzt.

Endlich gelang es mir, die Füllung ganz zurückzuschieben und ich sah die Pakete vor mir, die ich in der Nacht bei der von den Gestalten der beiden Damen ausgehenden Helle gewahrt. Ich nahm sie aus dem Schranke, überzeugte mich rasch, daß nichts weiter darin war als Briefe und bemühte mich, die Füllung wieder so zu schließen, wie ich sie vorgefunden hatte.

Das war indessen nicht leicht, und als ich sie endlich wieder ganz vorgeschoben hatte, blieb noch der einen Quadratzoll große Ausschnitt, an dem die Feder befestigt war, sichtbar. Ich vermochte denselben nicht wieder an seinen Platz zurückzubringen und mußte ihn lassen, wie er war.

Später erfuhr ich, daß Mrs. Jones die Stelle bemerkt und mit Hilfe einer Trittleiter den geheimen Schrank gleichfalls entdeckt hatte. Diesmal war aber nichts darin gewesen.

Ich öffnete die Pakete und begann sofort, die Briefe zu lesen.

Hast Du, freundlicher Leser, je ein Packet Briefe geöffnet, die hundertundfünfzig Jahre und darüber alt waren — Briefe von einem jungen Mädchen an ihren Geliebten und von einem Liebhaber an seine Herzallerliebste? Es gibt nichts Traurigeres, als beim Lesen derselben an die leuchtenden Augen zu denken, die einst auf dem nun vergilbten Papier geruht, hoffend, bangend, selig trunken vor Glück; an Augen, die sich vor zärtlicher Wehmuth an feuchte Schleier hüllten; an Augen, die, nachdem der Brief beendet, sich voll dankbarer Empfindung zu den Sternen erhoben und stille Gelübde aussprachen — und die nun — ach! so lange schon — gebrochen unter der Macht des Todes, sich geschlossen für immer! Ja! es gibt nichts Traurigeres!

Lady Alicia's Briefe waren so reizend, wie ich nur je welche gelesen habe, obgleich sie in seltsamem, altmodischem Stil abgefaßt waren und darin von Nymphen und Schäfern geredet wurde. Sie glaubte den Mann, an den sie schrieb, zu lieben und liebte ihn auch höchst wahrscheinlich, obgleich sie später einen andern heirathete und denselben noch mehr lieben lernte. Gern möchte ich die Geschichte dieser Liebschaft veröffentlichten, aber ich darf es nicht, denn mich bindet mein Versprechen. Ich las die Briefe wieder und wieder, bis ich sie alle auswendig wußte, und wenn Lady Alicia mir die Erlaubniß dazu gegeben hätte, würde ich sie morgen getreu wiedergeben können und dadurch die Welt um eine Idylle bereichern, so lieblich und frisch, wie nur je eine ein Echo in den Herzen der Menschen gefunden hat.

Mit eigenthümlicher Ungeduld erwartete ich die Nacht zu dem verabredeten seltsamen Rendezvous. Es verknüpfte sich damit — ganz abgesehen von dem ganz natürlichen Verlangen, sich wieder mit so lebenswürdigen und eigenartigen Wesen zu unterhalten — etwas so außerordentlich Romantisches, etwas so ganz von dem gewöhnlichen Laufe der Dinge Abweichendes, daß ich die Zeit kaum erwarten konnte.

Bleisüßig krochen die Stunden dahin. Ich hatte meine Zimmer für diese Gelegenheit, zum Mißfallen meiner Aufwärterin, durch eine besonders dazu engagierte Person reinigen lassen, hatte einige Blumen gekauft und etwas Feuer im

Ramin anmachen lassen, denn trotzdem es im Juli war, blieb der Abend regnerisch und kalt. Ich sann darüber nach, was meinen neuen Bekannten sonst noch gefallen möchte. Essen und Trinken kam natürlich nicht in Frage, und wenn sie an Bildern und Photographien Vergnügen finden sollten, so hatte ich einen ziemlichen Vorrath davon.

Der Tempel war sehr still. Die Mehrzahl der Bewohner hatte die Ferien zu Ausflügen benutzt und in dem Theile, wo ich wohnte, war nur im ersten Stock, gerade unter mir, ein fleißiger Advocat zurückgeblieben, den ich von Zeit zu Zeit bei der Arbeit sich räuspern hörte; sonst war kein Laut zu vernehmen.

Ich saß und wartete. Niemand kam. Dann löschte ich die Lichter und blieb im Dunkeln, mit zitterndem Herzen jeden Augenblick erwartend, die beiden Damen erscheinen zu sehen; aber sie kamen nicht. Es schlug zwölf. Ich wartete mit einem dumpfen, kalten Gefühle der Enttäuschung — es schlug eins, schlug zwei und schlug drei, und als endlich das Tageslicht bereits anfing, in die Fenster zu scheinen, packte ich die Briefe in einen kleinen Haufen im Ramin zusammen und zündete ihn mit kummervollem Herzen an.

Jetzt aber hörte ich etwas — eine schwache, zitternde Musik — und eine Frauenstimme sang dazu:

„Wunderbare Schatten kosen
Um des Schlafers Haupt und Sinn,
Wenn in's Reich der Körperlosen
Nächtlich ihn die Träume zieh'n.“

Geister weben ihre Kreise
Fort und fort noch um Dein Haupt,
In Dein Ohr kling' leise — leise
Dank, daß Du an sie geglaubt!“

Es wird mich Niemand beschuldigen, je eine Zeile gedichtet zu haben. Aber war der Gesang ein Traum, oder sang Lady Alicia diese rührenden Verse als Lebewohl? Es wird wol so sein — denn ich habe sie nie wiedergesehen!

Leukothea.

Eine Erzählung aus altrömischer Zeit.

(Fortsetzung.)

Pilumnus verließ die kaiserliche Loge. Divilius erwartete ihn in ungeheurer Besorgniß am Ausgang. Ohne ein Wort zu sagen, erfaßte Pilumnus seine Hand und zog ihn mit sich nach den für die Consuln und den Senat bestimmten Plätzen. Eine starke Abtheilung Prätorianer stand vor denselben. Das nackte Schwert in der Faust trat der Centurio auf Pilumnus zu, doch dieser hielt ihm den Ring entgegen, den er von Nonia Celsa empfangen hatte. Der Centurio neigte sich tief, Pilumnus nahm ihm das kaiserliche Decret aus den Händen, zerriß es und wandte sich dann mit den Worten an den stammenden Divilius: „Die Kaiserin hat mir soeben zwei Millionen Sesterzen zugesagt, um meine Schulden zu bezahlen.“

„Bist Du toll geworden oder kannst Du zaubern?“ antwortete Divilius.

„Weder das Eine noch das Andere, mein Freund. Du hast Dich mir treu und ergeben gezeigt in diesen Zeiten der Verderbniß. Was begehrst Du? Sprich! Und wenn ich auch heute die Wünsche Deines Ehrgeizes noch nicht erfüllen kann, seien sie noch so ausschweifend, bald, morgen, in einer Stunde kann ich Dir vielleicht Alles gewähren. Sprich, Quintus Divilius! Du hast für mich Dein Leben gewagt, Du hast für mich dem Kaiser Trotz geboten, während heimliche Angeberei überall in Rom ein ehrenvolles Gewerbe ist, Verrath und Feigheit als Tugenden beim Senat gelten. Sprich ein Wort, gib einen Wunsch kund, ich werde ihn erfüllen.“

„Ich habe mir einen Wunsch, erlauchter Consul.“

„Welchen?“

„Daß Du vergiffest, welchen Dienst ich Dir geleistet habe.“

„Und warum das?“

„Weil ein Dienst, den man einem Freunde leistet, eine Beleidigung ist, wenn dieser zur Macht gelangt.“

Der Consul Severus, denn nur so ließ er sich noch nennen, schüttelte lächelnd den Kopf und trat in seine Loge, die sich neben der des Kaisers befand. Quintus Divilius blickte ihm nach und sah ihn so ruhig und heiter wie nur irgend einen der Zuschauer. Pilumnus legte sich über die Brüstung seiner Loge vor, um das Schauspiel besser zu genießen und den stolzen Gesamtanblick der vierzigtausend Zuschauer zu haben, die sich in den Rängen zusammengebrängt hatten.

Während das von uns Erzählte sich zutrug, lärmte die Menge und verlangte den Beginn des Schauspiels. Die Designatores, deren Amt darin bestand, den Zuschauern die Plätze anzuweisen und die Ordnung unter ihnen aufrecht zu erhalten, vermochten die allgemeine Aufregung nicht mehr zu zügeln. Vergebens hoben sie ihre weißgeschälten Stöcke,

um auf diejenigen zu weisen, welche sich am Ungeberdigsten benahmen; aber diese schienen sich wenig darum zu kümmern, öffentlich getadelt zu werden und wurden um so ungestümer. Die heißen Strahlen der Mittagssonne belästigten die ungeheure Menge der versammelten Bürger wenig und waren nicht die Ursache ihrer Ungeduld, denn ein enormes Zeltdach war an Stricken über das gesammte kolossale Gebäude gespannt und hielt die ärgste Hitze von den Zuschauern ab. Dieses Zeltdach war von himmelblauer Seide und mit goldenen Sternen besät, ein selbst damals unerhörter Luxus. In der Mitte desselben erregte ein gesticktes Bild das Aufsehen Aller; es stellte in lebhaftester Farbengebung Macrinus mit dem Biergespann dar. Seesoldaten setzten das Zeltdach durch einen sinnreichen Mechanismus in sanfte Bewegung, so daß es wie ein ungeheurer Fächer wirkte. Und nicht genug der Wunder: Kinder, die zur gefährlichen Kunst des Seiltanzes ausgebildet waren, liefen auf den über den Circus ausgespannten Tauern oder Drathseilen hin und her und gossen dustendes Wasser, das aus so gewaltiger Höhe als feiner Staub herniederfiel, auf die Zuschauer hinab.

Plötzlich begann die Musik und man vernahm künstlichen Donner. Es ward Ruhe geboten und allmählig verstummten die ungeduldigen Rufe und das Aufeinander schlagen der Daumnägel, das sich wie niederrasselnder Hagel anhörte. Der Donner verhallte allmählig und der Vorhang sank blitzschnell unter die Bühne.

Ein Schauspieler in reicher griechischer Kleidung trat vor. Er grüßte dreimal nach verschiedenen Seiten hin. Seine Beine waren durch Stelzen, seine Arme durch Arme mit künstlichen, beweglichen Händen verlängert, sein Gesicht bedeckte eine große Maske mit weitem Munde — dennoch, obwohl er die menschliche Größe weit über das Doppelte überragte, schwand seine Gestalt unter der gigantischen Scenerie zusammen und er erschien den Zuschauern klein. Nach der Begrüßung begann er einen Prolog, worauf das Stück, die Belagerung von Troja, begann. Es war eine Pantomime.

Catulus und seine Mutter, sowie Calpurnia und Leukothea hatten auf der ersten Zuschauerreihe, wohin Quintus Divilius sie geführt, Platz genommen; sie waren willig gefolgt, nachdem er ihnen Severus' goldenen Ring gezeigt.

Catulus und Mamurtia blickten nicht auf das Schauspiel, sondern gaben sich ernstem Gedanken hin. Calpurnia hatte nur Augen für ihre Tochter und beschäftigte sich nur mit ihr. Diese aber wandte keinen Blick von dem interessanten Bilde, das sich ihren Blicken zum ersten Male darbot. Naives Entzücken erfüllte sie bei der Pracht, welche sich auf der Scene entfaltete und sie ward versucht, für Wirklichkeit zu halten, was sich in glänzenden Bildern vor ihren Augen abspiegelte. Als sie sah, wie die Griechen die Mauern erstiegen, die Stadt einnahmen, sie plünderten, Frauen und Mädchen in die Sklaverei fortführten, füllten sich ihre Augen mit Thränen, denn sie gedachte ihres Vaterlandes und des Glends, das sie selbst betroffen. Während sie sich diesen Erinnerungen träumerisch hingab, gewährte sie, wie die Schauspieler den Gang des Stückes plötzlich unterbrachen und auf den Theil des Circus zuschritten, auf welchem sie und ihre Mutter ihre Plätze hatten. Ein Centurio, das Schwert in der Faust, kam gerade auf sie zu. Von unwillkürlichem Schrecken ergriffen, breitete sie, wie zum Schutze, die Hände über die Brust, sich vor dem blanken Eisen zu schirmen, indeß Calpurnia eiligst ihren Mantel über die Schultern der Tochter warf.

Die junge Numidierin erkannte bald den Grund der Bewegung und der Ueberraschung unter den Zuschauern.

Macrinus saß in seiner kaiserlichen Loge gerade dem Platze Leukothea's gegenüber, und nicht ohne Unruhe sah er seine Tochter so den Blicken des Volkes und namentlich der Kaiserin ausgesetzt; er ahnte, daß Severus sie in den Circus geholt, um sich zu rächen und lebhaftige Sorge bemächtigte sich seiner Seele, als er auch den schwarzen Sklaven des Consuls in Leukothea's Nähe bemerkte. Und wie er die Blicke unverwandt auf sein Kind gerichtet hielt, sah er plötzlich, wie eine Schlange sich an ihr Gesicht schmiegte und den Hals des Mädchens mit ihrem Leib umwand.

Er stieß einen Schrei aus und streckte die Hand schreckensvoll gegen Leukothea aus. Mehr bedurfte es nicht, um die Augen Aller auf das junge Mädchen zu heften, auf das der Kaiser so besorgt gezeigt.

Der Vorgang, welcher sich nun entwickelte, war nicht weniger geeignet, die Neugier zu erwecken; sie steigerte sich noch, als ein Soldat mit blanker Waffe herzustürzte, um der Schlange das Haupt abzuschlagen, das junge Mädchen aber die Schlange verteidigte, sie mit ihren Armen deckte und ihr einen Zufluchtsort an ihrem Busen gewährte. Die Einen schrien: „Ein Wunder! Ein Wunder!“ und verlangten, daß dem Gotte Aesculap, der sich eben in seiner Lieblingsgestalt dem römischen Volke zeige, ein Opfer gebracht werde; Andere erhoben Anklage gegen das junge Mädchen, daß es Herenkünste treibe in der heiligen Stadt, nannten es eine Zauberin und überhäuferten es mit Schmähungen. Die Kaiserin selbst raffte sich aus der Erschlaffung auf, in die sie die Langeweile über

das oft gesehene Schauspiel versenkt, um zu erfahren, welches Ereigniß solchen Aufruhr im Circus hervorrufe und gab dann Befehl, das junge Mädchen mit seiner Schlange vor sie zu führen. Vergebens waren Catulus' Bemühungen, sie unter dem Schutze der allgemeinen Bewegung und des Gedränges aus dem Circus zu bringen und sie der gefährlichen Ehre, die ihr drohte, zu entziehen. Severus' stummer Neger versperrte ihm jedoch den Weg, und es blieb ihm nichts übrig, als den Befehl der Kaiserin zu gehorchen.

5. Severus.

Der Centurio leitete Leukothea und ihre Mutter nach der kaiserlichen Loge.

„Mein Gott! Mein Gott!“ vereinten sich Mamurtia und Catulus in leisem Gebet, „verleihe diesem Kinde Verstand und Klugheit. Beschütze es, wie Du Joas vor der grausamen Athalie beschützt hast.“ Sie folgten den beiden Frauen und verließen sie erst vor dem Eingang zur kaiserlichen Loge. Die Prätorianer wollten ihnen nicht gestatten, weiter vorzugehen.

Mutter und Tochter standen nun vor Nonia Celsa. Sie warfen sich der Kaiserin zu Füßen, wie das Ceremoniel vorschrieb, und wagten kaum, die Augen zu der hohen Frau zu erheben. Die Kaiserin rang fast mit dem Tode, aber durch Aufgebot einer ungeheuern Willenskraft richtete sie sich auf ihrem Sitze empor und fragte mit fester Stimme: „Bist Du eine Schlangenbändigerin, junges Mädchen?“

Leukothea gab durch Zeichen zu erkennen, daß sie die Sprache der Kaiserin nicht verstand.

Nonia Celsa wendete sich zu ihrem griechischen Arzt. „Ein Gelehrter, ein Weiser wie Du, muß alle Sprachen verstehen“, sagte sie zu ihm in jenem ironischen Tone, den sie zumeist annahm. „Befrage sie!“

Der Arzt gehorchte und redete Leukothea in der numidischen Sprache an. Letztere antwortete augenblicklich und der Arzt ward zum Dolmetscher zwischen ihr und Nonia Celsa.

„Bist Du eine Schlangenbändigerin?“ wiederholte die Kaiserin.

„Deine Ewigkeit möge erlauben, daß ich Dir meine Erklärung gebe — ich bin keine,“ antwortete Leukothea.

„Wie kommt es denn, daß Du mit einer Schlange vertraut bist, sie an Deinem Busen wärmst und ihrem Gift widerstehst?“

„Die Schlange ist nicht giftig. In Afrika, meinem Vaterlande, tragen viele jungen Mädchen solche Schlangen am Halse, deren feuchte Kühle der brennenden Macht der Sonne entgegenwirkt.“

„Zeige mir Deine Schlange.“

Leukothea pffiff leise und rief: „Pshylla!“ Sofort kam die Schlange aus der Tunika des Mädchens hervor, blickte mit ihren glänzenden Augen nach rechts und nach links und stieß mehrere Male ihre lange gegabelte Zunge vor. Sie machte sich länger, fuhr sanft über die Lippen ihrer Herrin und begann, von einem Rufe und schmeichelnden Worten derselben ermutigt, die schönen Ringe ihres geschmeidigen Körpers langsam, ein gigantisches Halsband, um den Hals der Africanerin zu schlingen.

„Ich will Deine Schlange kaufen,“ sagte Nonia. „Die erfrischende Berührung eines solchen lebenden Halsbandes kühlte vielleicht die glühende, mich zusammenpressende Kette des Fiebers, die mein Hirn einschnürt. Gib mir Dein Thier!“

„Geruhe Deine Ewigkeit, mich anzuhören!“ erwiderte Leukothea mit zitternder Stimme. „Die Schlange hat mir mit Gefahr ihres Lebens, mit einer Treue ohne Gleichen gedient, sie ist mir von den afrikanischen Gestaden bis nach Rom gefolgt, sie würde vor Kummer sterben, wenn sie sich von mir trennen müßte. In der Umgegend von Rom gibt es genug Schlangen von derselben Art wie diese. In wenigen Tagen will ich eine abrichten, die sich Dir ebenso zugethan zeigen soll, wie Pshylla mir.“

„Seit wann ist der Wunsch der Kaiserin einem Geschöpf wie Dir nicht hoher Befehl?“ schrie eine der Frauen aus Nonia Celsa's Umgebung.

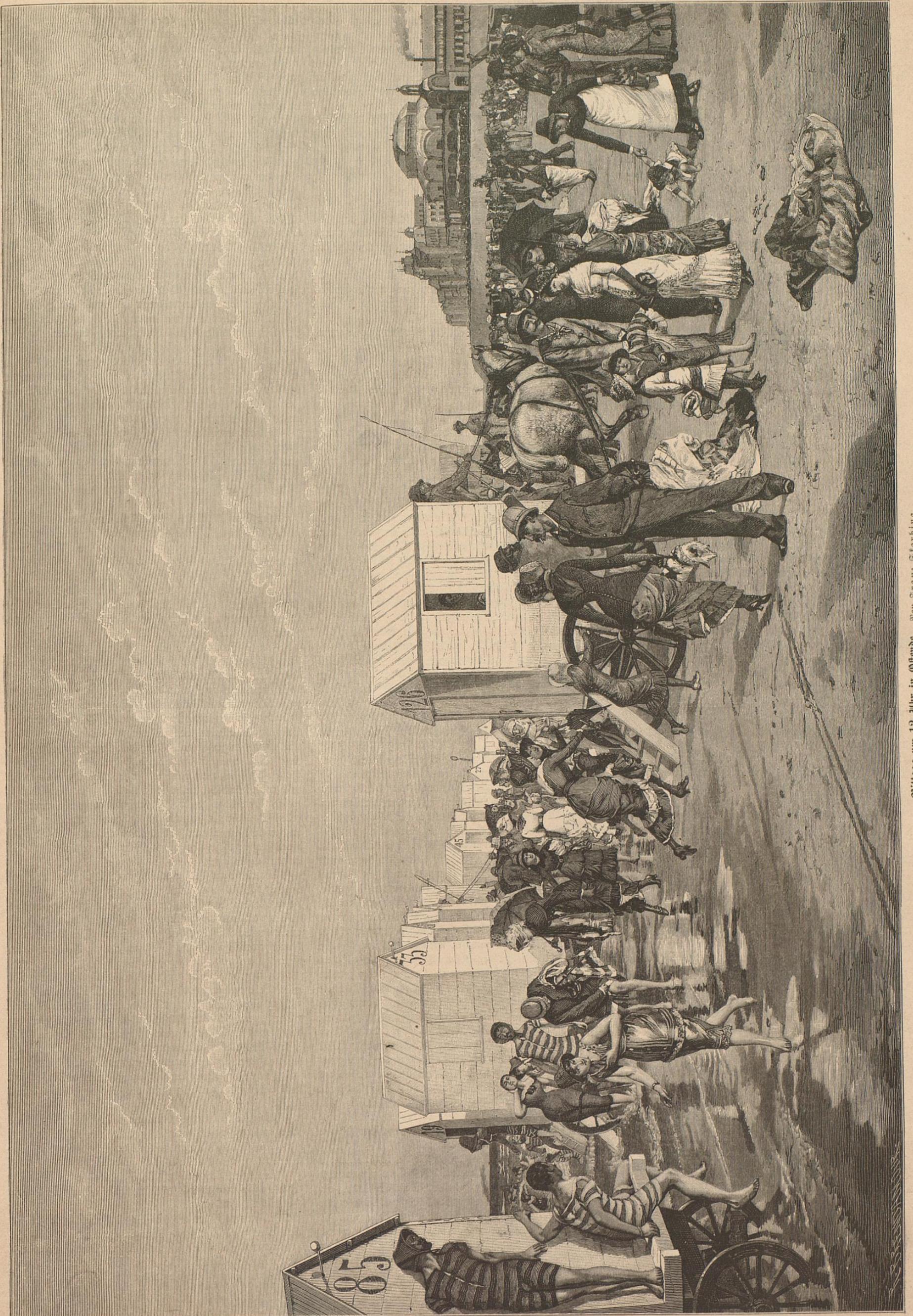
Sie wollte die Schlange von Leukothea's Brust reißen. Die Pshylla zog schnell den Kopf zurück, schnellte ihn dann wieder vor und biß der Bewegenen in den Arm, die einen Schreckensschrei ausstieß. Calpurnia legte sofort ihre Lippen an die leichte Wunde, um das Blut aufzusaugen, das in einigen rothen Tropfen aus derselben hervorquoll.

„Die Schlange ist nicht giftig, Ihr habt den Beweis gesehen.“ Sie hat den griechischen Arzt durch ein Zeichen, ihre Worte zu übersetzen.

Nonia Celsa sah die Sklavin mit einem jener kalten, vernichtenden Blicke an, die ihr eigenthümlich waren.

„Die Person dort wird Ruthenstiche erhalten, weil sie gewagt, etwas zu thun, das ich noch nicht befohlen hatte. Schafft sie mir sofort aus den Augen und bringt sie auf eins meiner Güter, wo sie zur Strafe die niedrigsten Arbeiten verrichten soll.“

„Mädchen,“ begann sie dann, nachdem sie diesen harten



Mittags um 12 Uhr in Ostende. Von Franz Starbina.

Befehl gegeben, „wie nennst Du Dich, wo liegt Dein Vaterland?“

„Ich heiße Leukothea und neben mir steht meine Mutter Calpurnia. Wir kommen aus Afrika, wo wir von römischen Soldaten gefangen genommen wurden. Auf dem Sklavenmarkte hat man uns dann verkauft, aber unsere Herren ließen uns frei.“

„Wer sind eure Herren?“

„Mein Herr nennt sich Catulus, derjenige meiner Mutter Lucius Pillumus.“

Als sie letzteren Namen vernahm, horchte Nonia Celsa hoch auf.

„Und Dein Vater?“ fragte sie nach einer Pause weiter.

„Mein Vater ist ein Gladiator.“

„Gut,“ sprach die Kaiserin, „komme zu mir in meinen Palast und wohne bei mir. Du sollst mein Liebling sein. Deinen Vater will ich freikaufen und wenn er tapfer ist, verleihe ich ihm eine Befehlshaberstelle in der Armee, mache ihn zum Centurio und es wird dann nur von ihm abhängen, weitere Sprossen auf der Leiter des Glückes zu erklimmen. Ich bin es müde, immer von feigen, scheuen Sklaven umgeben zu sein. Deine Jugend und Deine Zartheit erregen mein Wohlgefallen, außerdem bist Du seit zwanzig Jahren die erste, die mir gegenüber etwas Willen zeigte und nicht gleich Alles einer meiner Launen opferte. Auf diese Weise gehört mir Deine Schlange, ohne daß sie Dich verläßt. Wie, Du zauderst? Auch Deine Mutter soll bei Dir bleiben. Gleichviel, ob es Laune ist oder wirkliche Zuneigung, ich will Dich an mich fetten. Mache Dich bereit, mir zu folgen und gib mir Deine Schlange.“

Leukothea gehorchte zitternd. Sie machte die Schlange, die ihren Hals umringelt hielt, los und ließ sie sich um den Nacken der Kaiserin herumlegen, was sie durch Blicke und Geberden befahl. Pshylla gehorchte, obwohl widerwillig, schmiegte sich an die mit Farben bemalte Brust Nonias und hob ihren goldglänzenden Kopf zu den Lippen der Frau empor.

Das Volk hatte angstvoll alle Bewegungen der Herrscherin beobachtet und mit Spannung den Ausgang der Scene erwartet. Als es das Reptil am Halse der Kaiserin wahrnahm, brach es in einen Beifallssturm aus und überhäufte Nonia Celsa mit den schmeichelhaftesten Zurufen.

„Aesculap ist auf die Erde niedergestiegen, um der Kaiserin Gesundheit wiederzubringen,“ rief man sich gegenseitig zu. „Wie damals in Epidaurus, so ist er auch heute den Sterblichen in Gestalt einer Schlange erschienen. Ewiges Heil der Kaiserin! Göttliche Ehrfurcht dem Aesculap!“

Nonia Celsa bedeutete der Leukothea, sie zu unterstützen, trat an die Brüstung der Loge vor und grüßte die Zuschauer. Die Begeisterung kannte keine Grenzen; den meisten Zeugen dieser Scene schien ein unbestreitbares Wunder sich erfüllt zu haben.

Alles stürzte aus den Gängen nach der Eingangstür der Loge, und die Leibwache konnte nur mit großer Mühe die dreißig- oder vierzigtausend Menschen in Schranken halten, die sich mit Macht herandrängten, um die Kaiserin und den Gott Aesculap zu sehen.

Nonia Celsa schwamm in Wonne über den so günstigen Erfolg dieser Komödie; sie ließ die Vorhänge ihrer Sänfte öffnen und befahl Leukothea, neben ihr Platz zu nehmen. Die junge Afrikanerin zog unter wahrhaftem Triumphgeschrei in den Palast der Kaiserin ein. Der Tumult betäubte sie, von den Zurufen der gemeinen Menge, die sie vor noch wenig Stunden beschimpft und bedroht, verstand sie nichts, ihre Augen blieben allein auf Calpurnia geheftet, die sie unter den Vestalinnen und den vornehmsten Damen Roms hinter der kaiserlichen Sänfte einhergehen sah.

Macrinus wartete indes mit leicht begreiflicher Spannung auf das Resultat der Zusammenkunft zwischen Nonia Celsa und seiner Tochter. Zweimal war er nahe daran, in die Loge der Kaiserin zu treten und zweimal hemmte er seinen Schritt, um Weib und Kind nicht der Rache der Kaiserin auszuliefern. Wie alle schwachen, von fremden Einflüssen beherrschten Naturen zog er es vor, die Dinge an sich herankommen zu lassen und Alles dem Zufall anheim zu geben, anstatt sich muthig der Gefahr gegenüber zu stellen und sie, Antlitz gegen Antlitz, zu bekämpfen. Als er sah, daß Leukothea neben der Kaiserin in der Sänfte Platz nahm, athmete er etwas leichter auf und suchte mit den Blicken nach Jemand, den er um die Lösung dieses Räthfels befragen könnte. Der Erste, der ihm entgegenkam, war Consul Severus, der sich vor ihm in voller Ehrerbietung verneigte, aber dabei Gelegenheit nahm, dem Kaiser die Worte zuzumurmeln, welche ihm dieser vor einer Stunde in's Ohr geraunt: „Cave et fuge!“

Der Kaiser blickte ihn erschreckt an. „Dein Schicksal ist in meinen Händen,“ sprach der Consul weiter. „Durch meine Macht sind Leukothea und ihre Mutter Nonia Celsa überliefert, noch aber weiß ich nicht, welche Bande Dich an diese beiden Frauen fesseln. Ein Wort — und Du bist vernichtet, mit einem Worte aber auch kann ich Dich retten. Welchen Preis bietest Du mir für mein Schweigen?“

Du, der Du mich beim ersten Schatten, welchen der Sonne meines Glückes drohte, feig verließest, der Du den Todesbefehl für mich unterzeichnetest und genug gethan zu haben glaubtest, indem Du mich mit dem Worte warntest, das ich Dir jetzt wieder zurufe: Hüte Dich! Fliehe!“

„So willst Du mich also in's Verderben stürzen, ein unschuldiges Kind ohne Mitleid, ohne Gewissensbisse ermorden lassen?“

„Hast Du Mitleid mit mir gefühlt, hast Du Gewissensbisse gehabt, als Du mein Todesurtheil unterzeichnetest? Was kommt auf ein Mädchen und eine alte Frau an, wenn man nach Zielen strebt wie ich?“

„Und welches Ziel wäre das?“

„Die Kaiserkrone!“

„Die Kaiserkrone?“

„Ja, ich will Kaiser werden! Aber kein Kaiser wie Du, der Sklave eines Weibes, der vor dem Consul Severus zittern muß, vor einem Menschen, der vor vierundzwanzig Stunden noch zu den ärgsten Lüstlingen gehörte. Ich will Herr der Welt sein, keinem anderen Willen folgen, als dem meinigen und der Nachwelt einen bewunderten und gefürchteten Namen hinterlassen. Von heute ab muß ich regieren, sei es unter Deinem Namen, sei es unter dem der Kaiserin. Nenne mir Deine Bedingungen, darauf soll sie mir die ihrigen sagen. Bietet Ihr gleich, so räume ich Dir den Vorzug ein. Du bist nicht darauf verlesen, daß dieser Diadumenius, der Sohn Deiner Frau, Dein Thronfolger wird. Wäre dem nicht so, so wählte ich mir lieber sie zum Bundesgenossen, denn bei ihr käme ich schneller an's Ziel. Ich hätte nur nöthig, ihr zu sagen: „Macrinus, Dein Gemahl, hat Frau und Tochter wiedergefunden, sie sind in Deinen Händen. Mit ein wenig Gift für Dich, etwas Folter und einem Todesurtheil für die beiden Anderen wäre Alles abgethan. Nonia Celsa schreckt vor solchen Mitteln nicht zurück, sie ist sie gewohnt. Aber Du, Du hast ein zartes Gemüth, es widersteht Dir, Blut zu vergießen, im Nothfalle unterzeichnest Du allerdings ein Todesurtheil, aber Du könntest es nicht ertragen, daß man es unter Deinen Augen vollstreckte. Du bebst vor der Kaiserin! Ich sage Dir, ohne Diadumenius gehörtest Du morgen schon zu den Göttern und ich wäre der glückliche Gemahl Nonia Celsa's. Nun? Was gibt es da noch zu bedenken? Wofür willst Du Dich entscheiden?“

„Alles will ich thun, um Leukothea und ihre Mutter zu retten, Alles, nur kein Verbrechen!“

„Deine Ewigkeit ist gerade wie mein Sklave, der Centurio Catulus. Bist Du vielleicht auch ein Christ wie er und die beiden Afrikanerinnen? Nun, sei es. Wir wollen ein Bündniß mit einander schließen. Aber der Blitz wird Dich treffen, handelst Du nicht als treuer Bundesgenosse.“

Nach diesen Worten verneigte er sich ohne weitere Umstände und verabschiedete sich schnell nach den Vorschriften der Etikette vom Kaiser.

Man möge die Schilderung solchen Benehmens gegen einen römischen Kaiser nicht für übertrieben halten und sich nicht über den Uebermuth des Severus, sowie über die demüthige Unterwerfung des Herrschers unter den Consul verwundern. Seit langer Zeit schon glückte der Kaiserthron in Rom jenem Königthum des Stieres Apis, das heißt: wer auf ihm saß, dessen Schicksal war besiegelt, ein baldiges und blutiges Ende stand ihm bevor. Die Alleinherrschaft, welche Julius Cäsar für sich mit gewaltigem Arm und mit seltenem Genie errungen hatte, die von Augustus sicherer begründet worden, unter Tiberius zur drückendsten Tyrannei erwachsen war, durch Caligula besudelt, durch Claudius herabgewürdigt, durch Nero mit Strömen Blutes besleckt ward, war unter Galba und Otho kaum in weniger schlechten Händen gewesen. Ihnen folgte der schlaue Vespasian, der auf dem Todtenbette gestand, daß sein ganzes Leben nur eine geschickt gespielte Komödie gewesen; Titus regierte nur drei Jahre; für Domitian hieß regieren: hinrichten lassen; Nerva besaß nicht Kraft genug, um das Gute durchzusetzen; Trajan, Adrianus, Antoninus Pius, Marc Aurel mühten sich vergebens ab, den Staat zu reformiren und dessen sinkende Macht wieder zu heben, deren Verfall ihre Nachfolger Commodus, Pertinax und Caracalla noch beschleunigten. Die Hefe des Volkes und die Armee ernannten Kaiser und setzten sie binnen wenigen Tagen wieder ab. Ein Dolchstoß, eine Schale Gift, und der erste beste aus der Menge, der etwas Muth besaß — mehr war nicht nöthig, um den Koloss zu stürzen, vor dem sich Alles in den Staub geworfen.

Macrinus sah sein Schicksal allerdings voraus; aber obgleich er milde von Charakter war, das Gute wollte und sich zur Sanftmuth neigte, fehlte ihm doch die Gabe, ein Scepter zu führen, das Nonia Celsa's Ehrgeiz ihm wider seinen Willen in die Hände gespielt. Es fehlte ihm an Willen, an Thakraft, um die Gefahren zu beschwören und die Ereignisse zu beherrschen. Ein Geschichtsschreiber jener Zeit fällt über ihn das Urtheil: „Er wollte weder das Gute noch das Böse ernstlich.“ Die Unentschlossenheit seines Wesens erlaubte ihm nie, das Glück am Schopfe zu fassen. Endlich auch raubte ihm die Herrschaft Nonia Celsa's das Wenige

an Muth, das er sich im Glend der Sklaverei, im Schmerz über die Entfernung aus seiner Heimath und über das Schicksal von Frau und Kind noch bewahrt hatte. Als er die Geliebten wiederfand, ging ihm das Herz auf und er ward von den zärtlichsten Gefühlen für seine Familie erfaßt; aber diese Gefühle machten ihn nur noch schwächer. Vor Kurzem noch lebte er seine Tage dahin, wie ein Gladiator, den nichts an ein verlornes Dasein, voll von Schmerz und Mühen, fesselte, jetzt scheute er vor dem Tode zurück, denn der Tod trennte ihn von Leukothea und Calpurnia und brachte vielleicht auch Verderben über sie.

Man wird also begreifen, wie der Cynismus des Severus ihn verwirrte und in Schrecken setzte. Vor Nonia Celsa und diesem Menschen fühlte er gleiche Furcht. Bleich, kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, schleppte er sich zu seiner Sänfte und trat in seinen Palast mit dem Beben eines Verurtheilten ein, der das Schaffot besteigt.

Nicht so Severus. Vor ihm die Victoren und umgeben von dem ganzen Pomp, der seiner Würde zukam, schritt er aus dem Circus hinaus, quer über das Forum und schlug dann langsam den Weg nach seinem Hause ein. Mehrmals blieb er stehen, um die Aedilen wegen irgend einer Sache, die ihm auffiel, zu tadeln oder um ihnen Befehle im Interesse der Bürger zu ertheilen. Das Volk, das ihn begleitete, gab oft seine Zufriedenheit durch Händeklatschen und lauten Zuruf kund, der sich zu einem wahren Beifallssturm erhob, als der Consul seinen Victoren Befehl gab, den vorüberkommenden Zug zweier Vestalinnen zu geleiten. Er schien lebhaft bewegt, bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und rief aus: „Oh, meine Jugend!“

Severus erreichte endlich sein Haus. Eine fast eben so dichte Masse, wie die ihn begleitende, stand vor der Thür zusammengedrängt. Der Hüter und mehrere bewaffnete Sklaven bemühten sich, alle jene Menschen, die unaufhörlich riefen: „Wir sind die Klienten des Consuls!“ am Eindringen zu verhindern.

Der Consul blickte den Thürhüter und die Sklaven zornig an. Plötzlich entriß er einem von ihnen die Art und sprengte auf einen Hieb die Kette, welche den Thürhüter an seine Zelle fesselte.

„Geh!“ sagte er, indem er ihm leicht die Wangen berührte. „Du bist frei! Der Consul Severus braucht keinen Sklaven mehr, um sich bewachen zu lassen. Sein Haus bleibt fortan für alle römischen Bürger bei Nacht wie bei Tage offen; ihnen gehört es.“

Ein Murren der Ueberraschung und der Bewunderung ließ sich vernehmen. Severus fuhr fort: „Wichtige Angelegenheiten des Staats nahmen mich seit Sonnenaufgang theils im kaiserlichen Palast theils im Circus in Anspruch. Ich bitte meine Klienten demüthig, ihrem Patron den Unbedacht seiner Sklaven zu verzeihen. Wolle Jeder von Euch die Güte haben, eine Gebühr von sechs Denaren (circa vier Mark) anzunehmen. Und jeden Morgen, so lange ich noch etwas von der Erbschaft des alten Pillumus besitzen werde, hoffe ich das Glück zu haben, den Bürgern, welche mich würdig halten, unter meinen Schutz zu treten und so meine Klienten zu werden, ein gleiches Zeugniß meiner Ergebenheit abzulegen. Und ihr,“ fügte er hinzu, indem er sich zu seinen Sklaven wandte, „den ersten von Euch, der sich einen frechen Scherz gegen meine Klienten erlaubt, lasse ich an's Kreuz schlagen.“

Severus begrüßte darauf alle der Reihe nach mit ihrem Namen, Dank dem guten Gedächtniß des Nomenclators, eines Sklaven, der hinter ihm stand und ihm die Namen zuflüsterte. Dann verabschiedete er sie freundlich und bat sie um die Erlaubniß, sich in seine Bibliothek zurückziehen zu können, wohin ihn seine Pflichten als Consul zur Arbeit riefen.

Er begab sich aber nicht in die Bibliothek, sondern in seine Badegemächer, wo er die consularische Toga mit Verachtung abwarf und sich den Händen seiner Sklaven überließ. Zuweilen umspielte ein stolzes Lächeln seine Lippen und verlieh ihnen den Ausdruck einer fast teuflischen Ironie. Als er das Bad verließ, erwartete ihn sein schwarzer Sklave, der seinem Herrn durch eigenartige Zeichen etwas meldete.

„Führt den Mann herein!“ sagte Severus nachlässig, und nach wenigen Augenblicken kam der Schwarze mit Catulus zurück.

„Ah, Du bist es,“ sagte Severus in wegwerfendem Tone. „Was willst Du, ich habe Dich nicht rufen lassen.“

„Du hast Leukothea und ihre Mutter Nonia Celsa überliefert.“

„Und was kümmert das Dich, Sklave, dessen Leben mir gehört. Seit wann bin ich Dir über meine Handlungen Rechenschaft schuldig?“

„Tödtet mich, aber bediene Dich meiner nicht länger, um Verbrechen zu begehen und Verrath zu üben.“

Severus zuckte die Achseln. „Den beiden Frauen droht keine wirkliche Gefahr, Du wirst Dich bald selber davon überzeugen können. Doch weil der Zufall Dich vor mich geführt, sollst Du selbst das Werkzeug sein, durch das ich sie sichern will.“

Der Eintritt des schwarzen Sklaven unterbrach sie; der Zwerg ließ sich vor seinem Herrn auf die Kniee nieder und überreichte ihm eine Papyrusrolle.

„Die Kaiserin macht mir Vorwürfe, das ich mich noch nicht bei ihr eingefunden habe. Sie erwartet mich mit Ungeduld,“ sagte der Consul, nachdem er gelesen. „Unter meinen Sklaven müssen Christen sein; wähle vier aus, für die Du mir stehen kannst, wie für Dich selbst, es handelt sich um Leukothea und Calpurnia. Laß sofort an eine geschlossene Sänfte sechs meiner besten Pferde spannen, dann befehle Deinen Glaubensgenossen, aus der Stadt zu jagen und auf den Stationen der Straße nach Veji frische Rosse bereit zu halten. Im Hafen von Veji liegt ein Schiff gerüstet, auf meinen Befehl sogleich in See zu gehen. Das Weitere werde ich Dir später sagen.“

Er gab ein Zeichen, daß man ihm seine Toga bringe, legte sie an, stieg dann in eine Sänfte und ließ sich in den kaiserlichen Palast tragen.

Ronia Celsa lag auf einem Purpurbett. Sie hatte den Schmuck, den sie angelegt, um sich im Circus zu zeigen, von sich geworfen. Man konnte kaum eine abschreckendere Gestalt sehen als diese Frau mit ihrem aufgelösten Haar und ihrem noch roth und weiß bemalten Gesicht. Das Fieber verlieh ihrem Auge einen finsternen Ausdruck. Der griechische Arzt hielt eine Pflanze in der Hand und beobachtete ängstlich die Bewegungen Ronia Celsa's, während Leukothea ihre bunte Schlange auf der Stirn der Kaiserin sich ringeln ließ; das Thier schien nur ungern zu gehorchen und kroch auf einen Wink schnell in einen mit Blumen und Früchten gefüllten Korb zu Füßen des Bettes.

Einige Schritte abseits befand sich Calpurnia, welche die Augen nicht von ihrem Kinde abwendete.

„Endlich!“ sagte die Kaiserin mit unterdrücktem Zorn, „endlich geruht der Consul Severus meinen Befehlen zu gehorchen. Seit einer Stunde warte ich auf ihn.“

„Deine Ewigkeit möge mir verzeihen,“ antwortete er. „Ich werde ihr sofort den Grund sagen, der mich zwang, mich auf den Aventin zu begeben, anstatt ihren Wünschen Folge zu leisten.“

„Fort mit Entschuldigungen und überflüssigen Reden,“ unterbrach sie ihn heftig. „Consul Severus, Du hast mir im Circus gesagt: Macrinus habe seine Frau und seine Tochter wiedergefunden; sie seien in Rom! Beweise mir die Wahrheit Deiner Worte. Wo sind sie, überliefere sie mir.“

„Sogleich, doch unter einer Bedingung. Ein kaiserlicher Erlaß, von Dir und Diadumenius unterzeichnet, ernennet mich zum unumschränkten Befehlshaber über alle Truppen, die zur Zeit in Italien stehen. Ich will mächtig genug werden, um dem Toben des Kaisers trocken zu können.“

„Solche Bedingungen werde ich niemals eingehen!“ schrie sie.

„So wirst Du niemals mein Geheimniß erfahren,“ versetzte er ruhig. „Wenn Du nicht meine Gönnerin sein willst, so mache ich gemeinsame Sache mit dem Kaiser.“

Ronia Celsa richtete sich, rasend vor Zorn, in ihrem Bett auf; matt sank sie wieder zurück, eine Beute schrecklicher Krämpfe. Während die beiden Frauen sich mit ihr beschäftigten und sich abmühten, sie in's Leben zurückzurufen, murmelte der Consul dem Keophantes schnell einige Worte in's Ohr. Der Greis konnte eine Bewegung der Freude nicht unterdrücken, indem er die Augen zum Himmel emporhob.

Die Ohnmacht der Kaiserin dauerte nur einen Augenblick; sie öffnete die Augen wieder, sammelte ihre Gedanken und überlegte mit gesenktem Haupte einige Minuten lang.

„Gut!“ sagte sie. „Ich muß Dir auch das noch zugehen, glücklicher Ehrgeiziger.“

Sie klatschte in die Hände und sofort erschien ein Sklave. „Mein Geheimschreiber soll kommen, und diese beiden Frauen,“ sagte sie, auf Leukothea und deren Mutter zeigend, „bringe in ein anderes Zimmer.“

„Geruhe Deine Ewigkeit, mir die Bemerkung zu erlauben, daß gerade diese beiden Frauen uns jetzt einen nützlichen Dienst leisten könnten.“

„Ah,“ rief Ronia Celsa zornig. „Du wirst zu vertraulich, Consul. Ich habe gesprochen — gehorcht! Die Frauen warten im Gemach nebenan meiner Befehle!“

Durch ein Winken mit dem Kopfe bedeutete sie ihnen, sich zu entfernen.

Darauf ließ sie nach Severus' Dictat eine Bekanntmachung schreiben, durch welche der Consul zum obersten Befehlshaber aller Truppen in Italien ernannt ward; alsdann schickte sie das Decret an Diadumenius zum Unterscheiden.

„Wenn er berauscht ist, so führt ihm die Hand,“ setzte sie hinzu. „Nun, wirst Du jetzt reden, Consul?“

„Noch habe ich nicht den Lohn für meine Enthüllungen erhalten,“ antwortete er kaltblütig, in cynischem Ton.

Ein Augenblick schrecklichen Schweigens trat ein; diese beiden Personen waren ein charakteristisches Beispiel für die römischen Sitten in dieser Epoche der Entartung.

Nicht lange währte es, bis der Geheimschreiber das von Diadumenius unterzeichnete Edict zurückbrachte. Ronia Celsa fügte ihr Siegel bei, warf das Pergament Severus vor die Füße und sagte: „Nun bist Du bezahlt, sprich!“

Er hob die Rolle auf und durchlas aufmerksam den Inhalt, versicherte sich, daß nichts fehlte, barg sie an seinem Busen und zeigte dann auf die Thür, durch welche Leukothea und ihre Mutter hinausgegangen waren.

„Dort sind die, welche Du suchst,“ sagte er.

Sie fuhr mit der Hand nach dem Gürtel, um den Dolch zu ergreifen, den sie nach orientalischer, in Rom eingebürgelter Gewohnheit stets trug. Sie hatte nicht die Kraft, ihn zu ziehen, doch trotz ihrer Schwäche richtete die Kaiserin sich im Bette auf. „Hole mir das kräftigste Deiner Gifte,“ befahl sie dem griechischen Arzte. „Ich will mir die Freude gönnen, diese Frauen vor meinen Augen sterben zu sehen, ich will mich ihrer Dual vergewissern.“

Ein Lächeln umzuckte die Lippen des Severus. Ronia Celsa bemerkte es. „Täuschest Du mich?“ rief sie fast rasend. „Willst Du mir erbärmliche Sklavinnen an Stelle der beiden Frauen überliefern? Ich bin eine Närrin, daß ich Dir traue. Wie sollte auch Macrinus seine Frau und seine Tochter zu den Spielen zugelassen haben, wo sie meinen Blicken ausgesetzt waren!“

„Deine Ewigkeit thut mir Unrecht. Ich habe niemals Jemand betrogen oder einen abgeschlossenen Vertrag nicht treu gehalten. Wenn ich lächeln mußte, so geschah es nur, weil ich glaubte, Ronia Celsa würde erfinderischer sein in ihrer Rache.“

„Was soll das bedeuten?“

„Wenn ich so gerechte Ursachen zum Haß hätte, wie sie Dich gegen Macrinus beleben, so würde ich Mutter und Tochter unter seinen Augen verderben. Daran dachte ich, und ich habe Dir selbst ein Mittel herbeigeschafft, um dieser Rache den Reiz des Pikanten zu verleihen. Aber ich beurtheilte Deine Ewigkeit falsch und werde mich zurückziehen, da meine Dienste ihr überflüssig scheinen.“

„Bleib und sprich,“ murmelte sie. „Der Kaiser soll kommen; ich will ihn sofort sprechen.“

Dann wandte sie sich wieder an Severus. „Was hast Du erfunden, sprich!“

Er zog unter seinem Mantel einen aus Stahlmaschen geflochtenen, dicht verschlossenen Sack hervor.

„Hier.“

„Was enthält der Sack?“

Sie legte die Hand darauf, zog sie aber sofort wieder mit instinctivem Schrecken zurück.

„Ich verstehe Dich,“ sagte sie finster.

„Geruhe Deine Ewigkeit, mir noch eine Bemerkung zu verstatten,“ nahm er wieder das Wort. „Geh ich ihr diesen Gegenstand übergebe, hoffe ich noch eine Bedingung von ihrer Großmuth zu erlangen.“

„Welche? Sprich schnell!“

„Ich habe dem erlauchten Kaiser Macrinus versprochen, ihm beide Frauen wieder zu überliefern — lebend.“ Er legte hinterlistig lächelnd einen besonderen Nachdruck auf dieses Wort.

Ronia Celsa beantwortete dieses Lächeln durch ein noch schrecklicheres.

„Du hast Recht, Consul Severus,“ sagte sie. „Aber was that Dir der Kaiser an, daß Du Dich so grausam an ihm rächen willst?“

„Er ist ein ungetreuer Bundesgenosse gewesen,“ erwiderte Severus; auf die letzten beiden Worte legte er einen Nachdruck, der Ronia Celsa erbleichen machte.

Sie umwickelte die Hand mit den Enden ihres Gewandes, nahm den Sack, überzeugte sich, daß der Knoten, der ihn verschloß, leicht zu öffnen sei und beeilte sich dann, ihn unter ihre Kissen zu verstecken, denn sie hörte den Schritt des Kaisers auf den Marmorplatten des Vorzalles widerhallen. Dann hob sie mit schwacher Hand einen Vorhang hinter ihrem Bette und gab Severus ein Zeichen, sich in der Vertiefung einer geschickt angebrachten Thür zu verbergen.

(Schluß folgt.)

Unsere Illustrationen.

Mittags um 12 Uhr in Ostende. Von F. Starbina. Der Maler dieses interessanten Bildes ist ein feiner und scharfer Beobachter des Lebens. Er bewies jederzeit jene innige Freude an den Erscheinungen der Wirklichkeit als solchen, die von jeder einseitigen Vorliebe für das sogenannte Schöne frei ist. Unter den Malern des heutigen Berlin ist er es, neben Fritz Werner, welcher den von A. Menzel gezeigten Wegen in seiner Kunst vielleicht am treuesten folgt. Das von ihm gemalte Original unseres Holzschnittes schildert mit trefflicher Laune und mit leise ironisch gefärbter Charakteristik das bunte, wunderliche Treiben, welches sich während der Badejahren auf dem Vorstrande jenes berühmten Lieblings-Seebades der eleganten Welt aller Nationen entwickelt. Den Trachten und Moden nach zu urtheilen, hat Starbina die hier wiedergegebenen Eindrücke dort im Sommer 1880 empfangen. Während jener Stunden wird es bekanntlich für Jeden und Jede in Folge des starken gleichzeitigen Andrangs der Babelstüthigen schwer, sich die notwendige

Cabine zu erobern, in welcher man sich von dem vorgespannten Pferde in die See hinein ziehen läßt. Um der Nässe an der Treppe des Karrens zu sein, wenn der bisherige Inhaber desselben wieder angekleidet und ihn zu verlassen bereit ist, ziehen die Herren Schuhe und Strümpfe aus und waten durch das flache Wasser zu den darin aufgefahrenen Cabinen hin. Die Damen, von dem gleichen Wunsch wie jene getrieben, scheuen nicht das Durchnähtwerden der Bottinen und Robensäume. Zwischen diesen Gruppen bewegen sich in gewohnter Ungerirtheit die Badenden. Das farbige Badecostüm, welches die Gestalten allerdings keineswegs bis zur Unkenntlichkeit des Buchies umhüllt, enthebt auch die sonst Verschämtesten der Verlegenheit, sich, in solcher Gestalt aus dem Wasser aufragend, ihren Mitmenschen beim hellen Tageslicht zu zeigen. In frappanter Wahrheit sieht man alle diese Scenen in Starbina's Bilde lebendig veranschaulicht. Im Schein der Mittagsonne, welcher nur kleine, scharf umrissene, bläuliche Schlaghatten von den Figuren und Gegenständen auf die gelbliche Sandfläche wirft und die weißgestrichenen Cabinen leuchtend vor dem trüberen Grau-Blau des schwülen Augusthimmels herauströten läßt, drängt, eilt, lagert sich, ruht, badet, kokettirt, spottet, lacht, converstirt, becomplimentirt sich diese internationale Gesellschaft von Frauen und Männern, jungen Mädchen, Badfischen, Babies, Nonnen, Germanen, Romanen, Yankee's und Semiten im ergötlichen Gemenge. Es bedurfte der sorgfältigsten Naturstudien, um diese lebensvolle Schilderung zu ermöglichen, in welcher auch das Extravaganteste noch überzeugend wirkt. Der Maler ist selbst vor der Wiebergabe der stärksten und durch ihr unvermitteltes Nebeneinanderstehen um so bunter erscheinenden Localfarben in den Costümhüten, Roben, Strümpfen, Sonnenschirmen, Handschuhen und vor den oft sehr seltsamen Combinationen solcher Töne an ein und derselben Gestalt nicht zurückgeschreckt. Er verschmähte es absichtlich, diese Töne durch Abschwächung zu versöhnen und zur höheren Einheit eines Gesamttönen zu verschmelzen. Der Wahrheit der Natur opferte er hier die Rücksicht auf die ruhigere Totalwirkung. Außerordentlich reich ist sein Bild an reizenden Einzelheiten, an charakteristischen Männer- und Frauenfiguren aus der modernen eleganten Welt, wie an ganz köstlich gelungenen naiven Kindergestalten. Aus dem bunten Gewirr löhn sich immer wieder neue, theils anmuthige, theils komische und groteske Erscheinungen; Züge, dem Leben mit seinem Sinn abgelaußt und in eben so geistreicher und pitanter als solider und studirter Zeichnung sind im Bilde zur Darstellung gebracht. L. P.

Jane Gray im Tower (s. d. Illustr. S. 201). „Eine Rose gebrochen, ehe der Sturm sie entblättert!“ Liebliche Jane Gray, wie viel Thränen des Mitgeföhls sind Dir nachgewein't, da Du an dem traurigen Wintermorgen, im Blute Deines jungen Gatten niederknieend, still und gesaft Dein schönes Haupt dem Henker überlieferstest, das unschuldigste Opfer, das je dahinsant, Tyrannenmacht zu seigen!

Es war eine unselige Stunde, als der gewaltthätige Northumberland in das stille Mädchenzimmer der hohen Jane einbrang und ihr jene Botshaft ankündigte, die sie, die jugendliche, ach! noch so jugendliche Urenkelin Heinrich's des VII. mit der verhängnißvollen Würde einer Königin von England belastete! Vergebens ihre Bitten und Thränen, ihre Hinweisungen auf Maria's und Elisabeth's besseres Recht an die Krone Englands: das schüchterne Gemüth der Weltumersahrenden unterlag dem gebieterischen Andrängen des rauhen Schwiegervaters, dem eisernen Gesicht, das über Unschuld und Schuld gleich erbarmungslos waltet. Zehn Tage später hatte England sich für das bessere Thronrecht der „blutigen Maria“ entschieden, war Northumberland's stolzes Haupt dem Henker verfallen und die jugendlichen Gatten: Jane, die entthronte Königin, und Lord Guisford Dubley, ihren Gemahl, umschlossen die Kerkerwände des Tower! Jugend, Unschuld und rührende Schönheit schienen beiden das Leben zu sichern; Aber wo gab es je Sicherheit vor blutigieriger Tyrannie. Und so kam der düstere Februar morgen heran, da Johanna durch die Gitterstäbe ihres Kerkers ihren geliebten jungen Gatten zum Tode führen sah und mit einem Beihaut tiefsten Herzensjammers zusammenbrach. Aber schon eine Stunde später kniete sie selbst, still und bleich, ohne ein Wort der Klage an selbiger Stätte nieder und des Henkers Beil schnitt die zarte, kaum erblühte blasse Rose vom Stamm, ehe der Sturm der Welt sie hatte entblättern können. Sie starb, um in der Dichtung, in der Kunst ewig zu leben.

Der Schmud von Hiddensjö. Im November 1872 wurden bei dem Dorfe Neuendorf auf der Insel Hiddensjö (westlich von Rügen) Theile eines Goldschmudes gefunden, welche die Sturmfluth Tags zuvor an den Strand gespült hatte, und eine zweite Sturmfluth im Jahre 1874 brachte noch andere Schmudstücke aus dem Meeresschoß herauf. Die antike Ornamentik der Fragmente erregte bei Kennern bedeutendes Aufsehen, aber noch größere Verwunderung ergriff die glücklichen Finder, als man entdeckte, daß die Theile, zusammengesetzt, einen kostbaren, künstlerisch und historisch hochbedeutenden vollständigen Brust- und Halschmud aus reinem Golde bildeten. Theils in getriebener Arbeit, theils in vielfach durcheinander geschlungenen Golddrähten (Kiligransäden) mit aufgesetzten Goldklügeln hergestellt, charakterisirte sich der Schmud als eine hervorragende Leistung der Goldschmiedekunst des 10. Jahrhunderts, und competente Kunstforscher sprachen die begründete Vermuthung aus, daß hier das gelungene Werk eines jener Goldbildhauer vorliege, welche vor halb 1000 Jahren in Scandinavien ihr Gewerbe zu hoher Blüthe brachten. Der glückliche Besitzer des „Schmuds von Hiddensjö,“ Graf v. B.-N. auf S., machte das Cabinetstück dem Provinzial-Museum zu Stralsund zum Geschenk, allwo der Schmud noch jetzt bei stauenden Blicken der Besucher auf sich zieht.

Ohne Zweifel war es eine glückliche Idee, diesen Schmud in Edelmetall zu copiren und diese Nachbildungen in den Handel zu bringen. Unter beifälliger Würdigung und Ertaubnißtheilung der Museumsdirection und gebet durch das Musterrecht-Gesetz unternahm es der durch seine künstlerischen Leistungen in weiten Kreisen bekannte Berliner Juwelier Paul Telge, getreue Nachbildungen des



„Schmuck von Hiddensjö“ (des Ganzen wie einzelner Theile), sowohl in Gold als auch in vergoldetem Silber in sauberster Ausführung in den Handel zu bringen und erste Geschäfte der Juwelier-Brande in Residenzen und Badeorten Deutschlands mit dem Vertriebe zu betrauen. — Unsere Abbildung zeigt ein eigenartiges und interessantes Stück dieser antiken nordischen Goldschmiedekunst. Wir glauben, daß die Nachbildung des „Schmuckes von Hiddensjö“ als ein geschmackvolles Geschenk für junge und ältere Damen, gefällige Aufnahme und Verbreitung finden werde.

Die Mode.

Hochsommer! Die Sonne im Zenith und — Herbstgedanken! — Erhebt es Ihnen grausam, m'amié, mitten im lachenden, üppigen Leben der Natur an deren Ersterben zu erinnern, so diene zu meiner Rechtfertigung, daß die Mode bereits vom Sommer Abschied nahm und daß auch ich mich bald für meine Herbstwallfahrt im Rayon der Mode zu rüsten habe. Heute aber will ich noch ganz sommerlich mich geben und muß es, denn Frau Mode hat, getreu den Traditionen weiblicher Schwächen, noch Vieles für den letzten Augenblick aufgespart. In erster Linie sind zu erwähnen reizende Toiletten aus so lustigen Stoffen, daß die Gedanken unwillkürlich von ihnen zu goldenem Sonnenlicht und azurnem Himmel hinüberzweifeln. Fein und weich wie Gewebe von Feenhand sind die mattblumig bedruckten indischen Mulls und Musselins, nicht minder zart die einfarbigen, oder dunkel und hell schmal gestreiften Batiste, consistent und leicht zugleich die durchbrochenen und dicht gestreiften, einfarbigen oder bunten baumwollenen Grenadines. Da sind ferner die schmiegsamen glänzenden Satins, die stumpfen Percals, die Zephyrstoffe, uni, carrirt, geblümt oder gemustert à la fantaisie, wie ich solche u. A. im Magazin von H. Lissauer, Jägerstraße Nr. 24, sah. Die so mannigfaltigen modernen Costümformen lassen aus diesen Stoffen reizende Schöpfungen combiniren, denn in friedlicher Gemeinschaft sieht man die gebauchten wie die flacheren Tunika; die gefaltete Schärpe-braderie, die kurze oder längere Tunika; die Röcke vollends werden, nach individueller Ansicht bald ganz mit Puffen drapirt, bald ganz flach plissirt, mit dicker breiter Krawatte oder mehreren schmalen Volants garnirt, getragen. Niemals kam das Wort „chacon à son goût“ mehr zur Geltung. Denn ob Stiderei, ob Spitzen für die vornehmeren Gewebe wie Plüsch, Faille, Sammet oder Moirée zum Ausputz zu wählen seien und ob sie Waschtstoffe oder elegantere Toilette zu verzieren bestimmt werden: die Mode läßt durchaus freie Wahl.



Unter den Novitäten du dernier goût sind die Taillen, Schöß- wie Schneebentailen, in einem von dem Rock abstehenden Stoff und Farbenton besonders zu erwähnen. So trägt man z. B. zu einem Batistrock eine Taille von Faille oder Repp, zu einem Rock von Gaze, surah oder Grenadine eine solche von Velours und Sammet. Selbst für die Toiletten aus schlichtem Baumwollgewebe hat die Mode diese Taillen sanctionirt. Zu Röcken von Zephyrstoff und Cretonne werden sie von einfarbigem Percal oder Baumwollen-satin hergestellt; es ist indeß dabei zu berücksichtigen, daß die Farbe der Taille stets in dem Stoff des Rockes vertreten sein muß. Ganz besonders für diese Art der Toilette ist die blaue Farbe, das bleu

hussard und bleu foncé, bevorzugt zu Röcken aus blau und weiß oder hell und dunkelblau carrirtem Stoff. In diesem Fall liebt es die Mode, die Taillen reich mit Soutache-Verzierung, mit Brandebourgs, mit Lizen zc. à la Hongroise zu verzieren oder sie mit Wesentheilchen vom Stoff des Rockes auszustatten, so daß die Taille, welche dann im Taillenabluß mit zwei Knöpfen geschlossen wird, wie eine über der Weste getragene Jacke, façon tailleur, erscheint. Die einfachsten Taillen, ein drittes Genre, sind hoch, geschlossen mit einem Reberstragen und einem Krabatte-Plastron, gemäß der Herrenmode.

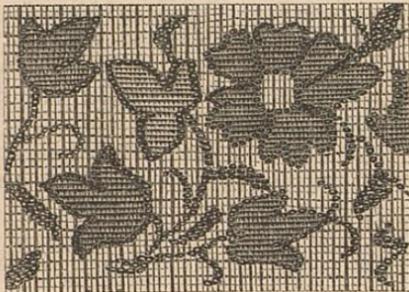
Zu den eleganten Toiletten aus den oben erwähnten Stoffen gehören solche aus einfarbigen satins und gemustertem englischen Tüll, ferner Anzüge von einfarbigen grauen und crème-farbigen Gazearten, wie Gaze-ficelle, und Canevas-ficelle mit Stiderei zusammengesetzt. Die hier beigeigte Abbildung veranschaulicht ein Modell (dem Magazin von Bonwitt & Littauer entnommen) aus Gaze-ficelle, an welchem der Rock mit drei ziemlich breiten, der Länge nach aus Stiderei gewickelten und Gaze zusammengefügten Volants garnirt ist. Die hohe, am unteren Rande mit gleichem Volant ausgestattete



Taille entspricht dem Arrangement des Rockes; außerdem ist sie mit faltigem Jabot von breiter Spitze und rosa Bändern zum Schließen versehen. Derartige Taillen aus durchsichtigen Stoffen wie Gaze, Grenadine, Stiderei zc. bedingen eine hohe Untertaille von Seide in der Farbe des Grundstoffes oder der Garnitur. Zu Gaze-écor, ficelle zc. wählen junge Damen häufig rosa, mattblaue oder dunkelrothe Seide, zu schwarzen Stoffen selbstverständlich schwarze Seide.

Auf dem Gebiet der schwarzen Toiletten wird das Erdelichste geleistet, seitdem sie die Mode zum Rang der Gesellschafts-toiletten erhob. Abgesehen von allen bisher dafür erlaubten Stoffen, wie satin merveilleux, surah, Atlas, Damast, Repp, faille, haben wir jetzt noch die große Kategorie der Seidengazen, die wie im Gewebe so auch im Dessin unendlich variiren: die gestickte Gaze, die Spizengaze, die brochirte Gaze und die höchst effectvolle und kostbare mit schwarzen Schmelzperlen durchwirkte Gaze neben all den weniger kostbaren Arten, die man unter dem Collectivnamen Grenadine, einem Gewebe aus Seide und Garn oder Wolle und Seide zusammenfaßt. Eine Toilette aus einem dieser Gaze Stoffe ist von unbestrittener vornehmer Eleganz und entspricht, fußfrei arrangirt, den Anforderungen des Sommers, wie denen des gesellschaftlichen Salons im Winter, wenn sie mit angeknöpfter kurzer oder langer Schleppe in Form eines manteau de cour versehen ist. Besonders viel werden die Gaze Stoffe auch zu eleganten Mantellets, Pelerinen, Fidus, Camails zc. getragen und ist dafür die Gaze-perlé, der sich Perlen, Perlenfranze und pampilles so gut assortiren, besonders bevorzugt.

Noch bleibt mir zu constatiren, daß die Tournüren mehr und mehr in der Gunst steigen. Namentlich sind es die schweren Toiletten mit Schleppe, die sie unbedingt erfordern, um den Faltenwurf schöner und gefälliger zu machen; für derartige Arrangements müssen sie in der Länge dem Unterröck entsprechen. Aber auch die Costümtoiletten können ihrer nicht mehr entziehen, denn die mehr oder weniger hinten faltig arrangirten Schößtaillen, oder die à panier garnirten Röcke, selbst die Röcke ohne solche und ohne Tunika, also das Genre plat, verlangen eine für die Falten nothwendige Stütze. Nur gibt man den Tournüren aus stark gestreiften Stoffen den Vorzug vor jenen aus Staffreien, welche sich in der Form leicht markiren. Die Pariserin trägt am liebsten eine schmale Tournüre aus Steifstoll oder Steifgaze, welche mit schmalen, in Toffalten gelegten Volants gleichen Stoffes besetzt ist und sich am meisten für die sommerlich leichten Roben bewährt.



Beschreibung des colorirten Modenbildes vom 1. Juli.

Fig. 1. Kleid aus Seidentoff und Sammet. Der Rock aus hellrosa Taffet ist mit einer 18 Cent. breiten Puffe von dunkelrosa Sammet verziert, welche von einer 14 Cent. breiten, in Falten gereihten gelblichen Spitze überdeckt wird. Oberhalb der letzteren bekleidet man die Vorder- und Seitenbahnen mit einem in Falten gereihten Garniturtheil von lila Seidentoff. Aus gleichem Stoff ist der hintere Tunikatheil; den vorderen Tunikatheil hat man aus gelblichem Spizentoff gefertigt und mit Spitze begrenzt. Die Taille aus dunkelrosa Sammet ist mit einem Lagtheil von Seidentoff verbunden und mit Spitze ausgefattet. Eine Schleppe aus Sammet ziert die Tunika. Der Hut aus Strohhalm ist mit Spitze und lila Seidentoff garnirt.

Fig. 2. Kleid aus surah und Spizentoff. Die Garnitur des Rockes aus grünem surah bilden eine Plissirfrisur von gleichem Stoff, sowie Volants von Spitze. Die Tunika und die Taille sind aus Spizentoff gefertigt und mit Spitze, sowie mit Garniturtheilen von surah ausgestattet. Gürtel nebst Schleppe aus grünem Satinband.

Magisches Buchstaben-Quadrat.

A	A	A	A	A	A
D	E	E	E	E	G
H	H	H	H	I	I
I	U	L	L	L	L
M	M	N	N	N	O
R	R	T	T	T	T

Die Buchstaben in den Feldern des nebenstehenden Quadrats lassen sich so ordnen, daß die erste Reihe einen Componisten, die zweite eine Göttin der Griechen, die dritte eine Oper, die vierte einen Bühnendichter, die fünfte eine Tragödie und die sechste eine der neun Mufen gibt. Die Anfangsbuchstaben der sechs Reihen, von oben nach unten gelesen, geben den Titel einer Tragödie.

Correspondenz.

Literatur und Kunst. Im Anschluß an „Meyers Reisebücher“, deren hohe Vorzüge längst allgemein anerkannt sind, gibt das Bibliographische Institut in Leipzig jetzt eine Serie „Meyers Sprachführer“ heraus, wovon der französische schon erschienen ist. Ein ganz eigenartiges und dabei eminent praktisches Buch. Kein bloßes Wörterbuch, obwohl in der äußeren Gestalt einem solchen gleichend, auch kein Gespräch- oder (vornehmer gesagt) Conversationsbuch, sondern beide Bücherarten vermischt, vereinigt er ihre Vorzüge unter Ausschließung der beim Gebrauch auf der Reise sich ergebenden Mängel. Man findet in „Meyers Sprachführer“ nicht nur einen Schatz von Vocabeln, der auch für ein verwöhntes Bedürfnis ausreicht, sondern überall die landläufigen Redensarten und Wortwendungen angehängt, desgleichen an zahlreichen Stellen ganze Reihen von Sätzen, hauptsächlich Fragen, wie sie der Reisende im fremden Land zu stellen pflegt (dagegen keine Antworten, deren Hinzufügung, weil sie unbedenkbar sind, keinen Sinn haben würde). Dazu kommen Aussprachebezeichnungen, grammatische Winke, Warnung vor beliebigen Fehlern (Germanismen) und in den Anmerkungen eine Fülle von Notizen über französische Sitten und Gebräuche, die den Fremden vor mancher Verlegenheit bewahren werden. Und das alles auf 512 Seiten bequemen Taschenformats, mit exquisit sauberem Druck, solid und elegant in Leder gebunden für nur 4 Mark. — Wer nicht zu bald Gelegenheit hat, nach Frankreich oder einem Land französischer Zunge zu reisen, dem kann „Meyers französischer Sprachführer“ als bequemstes Mittel, sich daheim im mündlichen Gebrauch des Idioms unserer westlichen Nachbarn zu üben, ebenfalls warm empfohlen werden, denn das Französisch ist durchweg ein solches, wie es von der besten Pariser Gesellschaft gesprochen wird.

Toilette, Mode, Handarbeit. Auguste L. in P. Wir bitten um Einwendung. — M. v. S. Seidene Kleider mit ausgehauenen Taillen sind augenblicklich nicht modern. — Waldkind. Strümpfe zeichnet man mit gothischen Buchstaben im Kreuzstich. — L. S. Kinderjäckchen und Wädelbänder finden Sie bei Gebr. Wollse, Berlin, Jägerstr. 47. — W. N. in C. Wenden Sie sich an eine Strohhutfabrik. — D. S. in Dr. Eine Toilette aus indischem Mull mit Spitze garnirt ist eine geeignete Promenadetoilette für ein elegantes Bad. — C. A. Nr. 19. „Bezugsquellen“ finden Sie am Schluß jeder Moden-Nummer. Beobachten Sie fernerhin in Ihrer Correspondenz die unter Gebildeten übliche Form. — Abonnentin in Osnabrück. — Fr. G. N. in Ch. v. K. Derartige Wünsche kann nur ein Tapfergeschäft erfüllen. Das gewünschte Monogramm soll demnachst erscheinen. — A. D. in D. Die Dauer des Tragens der Trauerkleider bestimmen die Verhältnisse und der landesübliche Gebrauch. — L. O. S. 44. Auf dem Standesamt tragen Sie ein schwarzes oder dunkelfarbiges Seidentkleid mit dazu passenden dunklem oder hellen Hut, zur fröhlichen Trauung ein weißes Seidentkleid und Kranz aus weißen Rosen. — Ruhiges Gemüth. 1) Trikot-tailen sind passé. 2) Zu einem Rock mit Draperie aus mattblauem Kashmir ist eine Taille aus dunkelbraunem oder rothbraunem Plüsch ohne Perlenstickerei sehr geeignet. 3) Schwarzer Zwirn und Baumwolle zu Strümpfen finden Verwendung; ob diese Farben waschfest sind, bleibt in jedem Einzelfalle zweifelhaft. — Junge Mutter. Die Nähmaschinenfabrik von C. Halbarth, Berlin, Friedrichstr. 65a, hält Nähmaschinen für Hand- und Fußbetrieb zu mäßigen Preisen vorräthig. — Hitterwochen. Zur Heiltoilette: ein dunkelfarbiges Seidentkleid. — D. W. in Wien. Häkelproben sind stets erwünscht, doch müssen dieselben sehr gewissenhaft ausgeführt sein; außerdem ist Preisangabe bei jedem Stück erwünscht. — Eine Ungenannte. Taschenstich-Vordüre in point-lace-Stiderei veranschaulicht Abb. 14 auf Seite 146 dieses Jahrgangs. — Monogramm A. B.: Seite 115 (1882) Abb. 24, Monogramm L. B.: Abb. 15 Seite 210 (1881).

Verschiedenes. Fräulein Agathe M.—I in Zürich. Wir haben die „Jugendträume“ von Hermine v. Hillern (Stuttgart, Carl Kradde) aufmerksam gelesen, können aber mit Ihnen im Urtheil nicht übereinstimmen. Fürchten auch, daß unverständlich gegebener Beirath der übrigens nicht unbegabten jungen Dame das Bewußtsein dessen, was ihr zu einer wirklichen „Dichterin“ mangelt, bedenklich trüben werde. Was sie bisher geleistet, will noch sehr wenig sagen; tausende junger Dilettantinnen haben mit ähnlichen Anfängen debutirt und — kein Mensch weiß von ihnen. So bleibt auch hier die eingeborene Dichterkraft erst noch zu beweisen. Die „Jugendträume“ thun's nicht! — Herrn Bauführer V.—g in S. Wenn Sie der gleichen mythisch-phantastische Poesie lieben, so empfehlen wir Ihnen „Märchen“ Gedicht in vier Abtheilungen von Paul Schroder-Kramer (Landshut, J. F. Rietich). Unser Urtheil finden Sie in „Preciosa“: „Herzich“ — etwas dunkel zwar — Aber's klingt recht wunderbar. — Fr. Erna V., Düsseldorf. Marie Calm schrieb in der That früher unter dem Pseudonym Marie Ruhland. Sie lebt, so viel wir wissen, augenblicklich in Cassel. Von ihrem Buche „Weibliches Wirken in Küche, Wohnzimmer und Salon, Praktische Winke für Frauen und Mädchen“ (Berlin, Elwin Staube), das so sehr Ihren Beifall gefunden hat, auch wir haben es seiner Zeit gewürdigt, ist kürzlich eine dritte vermehrte Auflage erschienen. — Fr. Antona B.—g, Odeffa. Sie überschätzen unsere kleinen geru gebotenen Dienstleistungen. Rückfichtlich Ihrer neuen Anfrage empfehlen wir Ihnen die eben bei J. F. Weber in Leipzig erschienene „Gene und sphaerische Trigonometrie“ von Franz Vent, Ingenieur (mit 39 Figuren). Das Büchlein beschließt die Reihe der Weber'schen sogen. „Katechismen“, welche die Elementar-Mathematik behandeln und ist recht klar und praktisch abgefaßt. — Violetta, Berlin. Wir werden nicht verfehlen, sobald sich eine Gelegenheit für Verwendung Ihres Talentes ergibt, Ihnen davon Mittheilung zu machen.

Für Putzgeschäfte. Die „Illustrirte Coiffüre“, Modenjournal für Damenputz, kostet vierteljährlich 3 M. und bringt: Colorirte Hutbilder (à 6—7 Modelle), Colorirte Hutföpfe (3/4 Lebensgröße), Colorirte Costümbilder, Tableaux (mit Hauben und Lingerien) und illustrirte Nummern. — Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen entgegen.

Die nächste Nummer erscheint am 17. Juli.

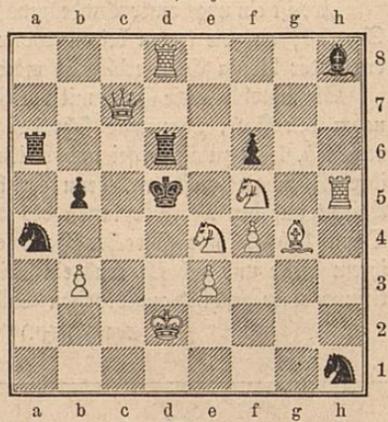
Da der „Bazar“, wie bekannt, vierteljährlich nur 12 Mal erscheint, das Quartal aber 13 Wochen hat, so fällt in jedes Vierteljahr eine Woche, in welcher keine Nummer ausgegeben wird.

Schach- und Spielcorrespondenz.

Fr. Doris in St. Petersburg. Sie gehen für Nr. 79 den ersten Zug richtig an, übersehen jedoch, daß auch 1 L a 2 — d 5, K e 5 — f 6 nicht 2 S d 4 — f 3 matziehen kann, weil T e 7 — e 5 das Schach deckt. Also doch nicht „zu leicht für unser Schachpublicum.“ Köstelsprung Nr. 1 richtig. — H. Gernoth in Wühlen. Ihre Dame-Spielaufgaben sind correct, jedoch zu leicht lösbar. Nr. 9 richtig. — O. St. in Leipzig. In Nr. 82 scheidet 1 D h 7 — h 4 an d 7 — d 6. Auf 2 D h 4 — g 4 folgt f 7 — f 5. — Richtige Lösungen der Schachaufgaben erhalten von Frau Pauline Edelsbacher in Würzburg Nr. 76, Fr. W. in Budapest und Joseph Matouschek in Neuhaus Nr. 80, Meris in Graz und Fr. Emma Peter in Budapest Nr. 81, J. D. Siffener in Friederichstadt Nr. 79, Capt. L. Weimer in Luzern Nr. 78 und 79, Fr. H. H. in Wühlen, J. Paulsen in Tellingstedt Nr. 80 und 81, W. Ahmann in Lübeck Nr. 78—80. — C. R. in Krakau. Köstelsprung Nr. 1 und 2, Abonnentin A. S. in Wiesbaden Nr. 2 richtig gelöst. — Mehreren Herren Correspondenten. Aufgaben, welche berücksichtigt werden sollen, müssen aufgezichnet, nicht notirt eingeschickt werden. — Fr. Julie B. in Budapest. Dantel abgelöst.

Schach.

Aufgabe Nr. 84.
Von Miß Beechey.
Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Rebus.

